

Familie: Alte Väter sind ein Risiko für ihre Kinder

Nummer 9 – 26. Februar 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCHEN



Hollywood, intim

So hat man die Oscar-Stars noch nie gesehen: Das definitive Album.

Von Paolo Pellegrin/Magnum Photos und Daniele Muscionico

Besuch aus Guantánamo

Wie gefährlich sind die Häftlinge aus dem US-Gefangenenlager?
Welche Probleme kommen auf die Schweiz zu? *Von Urs Gehriger*

Der Cervelat wächst im Labor

Das Fleisch der Zukunft wird im Reagenzglas gezüchtet. *Von Till Hein*



Intern

Noch nie in der mittlerweile langen Leidensgeschichte der UBS war die Lage derart prekär wie in den vergangenen Tagen. Der Bundesrat bewilligte den Transfer von Daten von 300 Kunden in die USA. Bundeshausredaktor Urs Paul Engeler untersucht diesen Fall und sieht darin den Tatbestand der «politischen Kriminalität». Carmen Gasser sichtet über 300 Seiten Unterlagen aus den Klageakten. Daraus geht hervor, dass einige wenige Bankberater in der Schweiz die Bank an den Rand des Abgrunds gebracht haben. **Seite 5, 11, 12, 16, 18, 19, 28**

Jahrelang hat Guantánamo auch in der Schweiz die Gemüter erhitzt. Es gehörte zum guten Ton, die USA wegen des Terroristen-Verlieses auf Kuba zu schmähen. Von «Schandfleck», gar vom «Gulag unserer Zeit» war die Rede,



Fragliches Risiko: Häftlinge in Guantánamo.

wo Unschuldige gefoltert würden. Nun, da US-Präsident Obama das Camp schliessen lässt und möglicherweise ein Insasse aus dem Terror-Trakt in der Nachbarschaft einzieht, ändern sich die Meinungen. Der bundesrätliche Beschluss, die Aufnahme von Guantánamo-Insassen zu prüfen, hat Entrüstung ausgelöst. Selbst für Befürworter einer Aufnahme ist klar: Unschuldig und ungefährlich muss er sein, und keinen Kontakt zu Terroristen und Extremisten darf er haben. Doch gibt es ihn überhaupt, den «lupenreinen» Guantánamo-Häftling? Urs Gehrigger ist der Frage nachgegangen, hat Studien zusammengetragen und führende Experten konsultiert. «Die Wahrheit ist», sagt Benjamin Wittes von der Washingtoner Brookings Institution, «ein Risiko kann nicht ausgeschlossen werden.» **Seite 32**

Unsere Kollegen vom *New York Times Magazine* veröffentlichten in einer ihrer letzten Ausgaben ein Portfolio des renommierten Magnum-Fotografen Paolo Pellegrin, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zog: Unter dem Titel



Oscar gewonnen: Sean Penn.

«Great Performers» zeigten sie intime Bilder von Hollywood-Ikonen wie Brad Pitt, Mickey Rourke, Sean Penn oder Kat Dennings. Das alleine wäre noch nichts Besonderes, hätten sie mit Pellegrin nicht einen Reporter verpflichtet, der als Kriegsphotograf stets eine ungeschminkte, hautnahe und entlarvende Optik auf seinen Gegenstand hat. Das Resultat wollen wir unserer Leserschaft nicht vorenthalten. Exklusiv zeigen wir unsere Auswahl der besten Bilder, ein Tagebuch der Leinwandgötter, die man so noch nie gesehen hat. **Seite 54**

Fünf Jahre lang hat Gion Mathias Cavelti die Leser der *Weltwoche* mit der «Ferschkritik der reinen Vernunft» unterhalten, bisweilen möglicherweise auch verärgert. In dieser Ausgabe drucken wir seine letzte Fernsehkolonne (Seite 29). Am 10. März erscheint Caveltys neuer Roman «Die Andouillette oder Etwas Ähnliches wie die Göttliche Komödie» (Echtzeit-Verlag). Wir wünschen dem Autor alles Gute mit seinem neuesten Projekt und danken ihm herzlich für seine ironischen, schrägen und treffenden Beiträge.

Die Kolonne «Objekte» fällt diese Woche ebenfalls aus und wird durch «Zu Tisch» ersetzt. Immer in der letzten Ausgabe des Monats schreibt David Schnapp nicht über technische Geräte, sondern über gutes Essen. Diese Woche war er zu Gast in «The Restaurant» des «Dolder Grand» in Zürich. **Seite 67**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrigger, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Wissen*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel, Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Julian Schütt, Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Michael Maar, Sven Michaelsen, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Markus Schneider, Wolf Schneider, Alix Sharkey, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Philipp Anz

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Gabriella Hohendahl, Nadine Hofer (*Assistentin*)

Layout: Claire Hulla (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik: Helmut Germer

Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttng

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maik Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

Anzeigeninnendienst: Silvan Leibacher, Laura Bazzigher, Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Kompetenz²

Atel und EOS schliessen sich zusammen. Mehr Energie. Für Ihr Unternehmen.

Alpiq. Ein neuer Schweizer Energiemarktführer, der den zukünftigen Herausforderungen im Energiebereich gewachsen ist. Auch durch seine Kompetenz in der Kernenergie, mit der sich zuverlässig und klimafreundlich grosse Mengen Strom produzieren lassen. Um damit einen wesentlichen Beitrag zur Versorgungssicherheit zu leisten. Wir bieten langfristige Energielösungen von der Produktion und Verteilung über den Handel und Vertrieb bis hin zu einer breiten Palette an Energieservices. Für erfolgreiche Unternehmen, Hersteller und Institutionen. Für eine Zukunft voller Energie – Kompetenz².

www.alpiq.com

ALPIQ

Die neue SWISS Business: Den Sitzkomfort individuell anpassen und wie auf Wolken schweben.



Das einzigartige Luftkissen-System in der neuen SWISS Business. Lassen Sie sich beim Musikhören durch nichts stören. Lehnen Sie sich ganz entspannt zurück. Variieren Sie den Sitzkomfort über individuell einstellbare Luftkissen von weich bis hart. Oder strecken Sie sich auf dem vollkommen flachen 2-Meter-Bett aus und lassen Sie sich dabei massieren. Lernen Sie Ihren neuen persönlichen Freiraum an Bord von SWISS schätzen. Ab April auf dem Flug von Zürich nach New York und bis 2011 auf allen Interkontinentalflügen.

Halb so wild

Steuerhinterzieher verdienen keinen Schutz. Das Bankkundengeheimnis gibt es weiterhin. Von Roger Köppel

Was sind die Lehren aus der rechtsstaatlich fragwürdigen Verschiebung von Kundendaten der UBS in die Vereinigten Staaten, die aufgrund von Verstössen der Bank gegen US-Recht erzwungen wurde?

Erstens: Die Zürcher Grossbank wurde, abermals, ein Opfer ihrer Grösse. Ein paar Angestellte innerhalb der Vermögensverwaltung verursachten gewaltige Schäden. Die überambitionierten Bänkler brachten durch dubiose Geschäfte das angesehene Institut in die Schusslinie und an den Rand einer neuen Vertrauenskrise. Gemäss Finanzaufsicht wussten die Top-Kader der UBS nichts. Anderslautende Behauptungen der Sonntagspresse sind offensichtlich aus der Luft gegriffen. Obschon das Management entlastet wurde, bleiben die Befunde ungemütlich. Wenn die Chefs Vorgänge übersehen, die ihr Unternehmen gefährden, haben sie den Überblick verloren. Mit Napoleon: Manchmal sind Fehler schlimmer als Verbrechen. Freilich steht die Grossbank nicht alleine da. Beim Weltversicherer AIG waren es weniger als 400 Mitarbeiter in einer Gesamtbelegschaft von 113 000, die unbehelligt Crash-Positionen in der Höhe von 500 Milliarden Dollar aufbauten. Das Debakel um die US-Vermögen liefert weitere Argumente für eine Neuaufgliederung des Konzerns, wie sie im letzten Editorial besprochen wurde.

Zweitens: Die Unterscheidung zwischen Steuerbetrug und Steuerhinterziehung muss gegenüber Ausländern fallen. Es kann kein Geschäftsmodell der Zukunft sein, wenn sich unser Bankenplatz zur Fluchtburg der internationalen Steuerumgehung rüstet. Das Bankkundengeheimnis soll die Privatsphäre der Kunden schützen, nicht aber Leute, die ihr Geld arglistig an ihren Heimatstaaten vorbeischmuggeln. Wer sich nicht an die Gesetze seines Landes halten will, soll auswandern. Die jüngsten Aufregungen um den Transfer der UBS-Daten entstanden nur deshalb, weil nach Schweizer Recht zwischen Steuerbetrug und Steuerhinterziehung unterschieden wird. Gegenüber den Amerikanern wurde diese Differenzierung bereits durchlöchert. Mit unnötigen Nebenwirkungen. Im aktuellen Fall stand auch nach monatelangen Ermittlungen noch immer nicht fest, ob die verdächtigen Kundendaten legal übergeben werden dürfen oder ob man sie per Brechstange zwangsverschieben



Unerträglich heuchelnde Konkurrenz.

muss. Was wäre dem Land und der Bank an Ärger erspart geblieben, hätte die Schweiz klarere Regelungen.

Die Rechtsordnung müsste nicht umgekrempelt werden. Für Schweizerinnen und Schweizer bliebe die Unterscheidung bestehen. Nötig wären jedoch klare Ansagen der Banken an ihre ausländische Kundschaft, die man bei begründetem Verdacht auf Steuerhinterziehung nicht mehr decken würde. Wichtige Fragen wären vorab zu klären. Was passiert, zum Beispiel, wenn der afrikanische Diktator Robert Mugabe Einsicht in die Konti von Regimegegnern verlangt? Würden Leute, die ihr Geld vor wahnsinnigen Politikern in Sicherheit bringen wollen, in der Schweiz künftig härter verfolgt als asylsuchende Drogendealer an der Zürcher Langstrasse? Das kann es nicht sein. Oder stellen wir uns vor, Deutschland würde von einer Hyperinflation erfasst und der Kapitalexpert ins Ausland verboten. Sollen unsere Banken Deutsche, die ihr Geld in einen stabilen Hafen retten, denunzieren und ausliefern? Auf keinen Fall. Die Beispiele machen deutlich: Mehr Offenheit gegenüber ausländischen Steuerbehörden ist unter Bewahrung moralischer Kernfunktionen des Bankgeheimnisses denkbar. Zum gläsernen Kunden muss es nicht kommen.

Drittens: Mehr Transparenz stärkt die Schweiz. Die Untergangshysterie der letzten Tage täuscht darüber hinweg. Eigentlich löst das Gezeter um die UBS-Daten eine

fruchtbare Debatte aus. Die Schweiz muss jetzt, ob sie will oder nicht, die Sumpfbzonen der Vermögensverwaltung trockenlegen. Solidere und anerkanntere Geschäftsmodelle werden die Folge sein. Natürlich ist der Prozess schmerzhaft. Selbstverständlich werden einige Banken den einen oder andern Scheich an die unerträglich heuchelnde Konkurrenz in Grossbritannien verlieren. Die Herausforderung ist anspruchsvoll. Sei's drum. Wenn die Schweizer Banken ohne den Zaubertrank moralisch fragwürdiger Steuertricks auskommen müssen, werden sie noch bessere Dienstleistungen erbringen und sich auf ihre bewährten Stärken konzentrieren. Für Verzagtheit besteht kein Grund. Selbst die notorisch schweizkritische *Financial Times*, eine Art Propaganda-Organ der britischen Finanzindustrie, musste neidlos anerkennen, dass die Schweiz auch bei einem veränderten Bankgeheimnis über Wettbewerbsvorteile verfügt, die Singapur oder London nicht bieten können.

Noch ein anderer Aspekt sollte bedacht werden: Wenn fiskalische Schlaumeiereien an Bedeutung verlieren, wird der gute alte Steuerwettbewerb verschärft. Das ist eine erfreuliche Nachricht. Vermögende Ausländer und Firmen können heute ihr Geld mühelos in die Schweiz bringen, ohne dass sie ihre Heimat verlassen müssen. Wird der Kapitaltransfer erschwert, fällt die Qualität des eigenen Steuersystems doppelt ins Gewicht. Die geplagten europäischen Leistungseliten werden eher bereit sein, ihren Wohnsitz oder ihre Unternehmung zu verlagern. Das ist die Chance der Schweiz: Wird der Schutzschirm für Hinterzieher abgebaut, muss sich das Land durch Steuersenkungen noch deutlicher als Ort der Freiheit profilieren. Aus den reformunfähigen Hochsteuerländern der EU wären Firmen und Personen wegzulocken. Der freiwillige Verzicht auf fragwürdige Bankenpraktiken steigert echte Schweizer Standortqualitäten.

Viertens: Die politisch angeheizte Treibjagd gegen die UBS bringt nichts. Es hat etwas Beelendendes, wenn selbst freisinnige Wirtschaftskapitäne mit billigen Polemiken gegen die Grossbank auf die Barrikaden steigen. Aus unbewiesenen Anschuldigungen werden Forderungen abgeleitet. Die Parolen beruhen auf Gerüchten und Geschwätz. Geradezu heroisch rennen die UBS-Chefs Peter Kurer und Marcel Rohner gegen ein Himalaya von Widerständen an, eine zähe Abwehrschlacht, die uns Respekt bis Mitgefühl abfordert. Natürlich muss sich die Konzernspitze fragen, wie lange sie angesichts des Dauerfeuers glaubwürdig in Erscheinung treten kann. Vollkommen entbehrlich aber sind die staatlich besoldeten Milizpolitiker, die den Spiessrutengang der Bank mit Selbsterstörungslust bewirtschaften. So viel Masochismus hätte man den Schweizern gar nicht zugetraut.



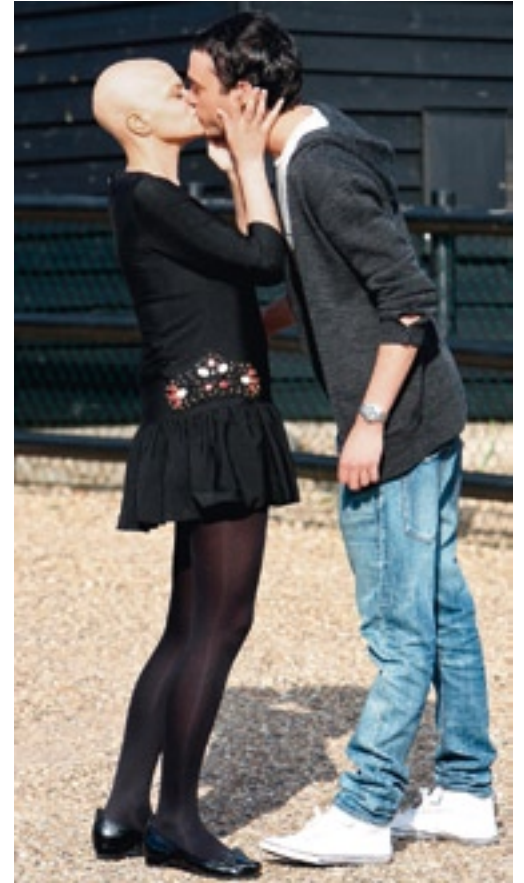
Weiter im Amt: Bundesrat Merz. Seite 12



Gefahren der Vaterschaft. Seite 36



Raub im Datenmeer: Pirate Bay. Seite 48



Bis der Tod uns scheidet: Jade Goody. Seite 22

Aktuell

5 Editorial

11 Kommentar Vertrauen ist das Schlüsselwort

12 Ein Fall von politischer Kriminalität

Ein schwacher Jasager-Bundesrat hat das Bankgeheimnis bewusst verletzt, die UBS-Krise verschärft und so viel staatliche Souveränität geopfert wie nie zuvor.

14 Wirtschaft Die Feinde der Schweiz

16 UBS Die skrupellosen Praktiken in den USA

18 Bankgeheimnis Warum es zu verteidigen ist

19 12 Fragen an Peter Briner

20 Nachrufe Franz Muheim, Armin Baltensweiler

22 Gesellschaft Das öffentliche Sterben der Jade Goody

23 Europa Die EU krankt an Demokratiedefiziten

24 Theater Die Ära Hartmann in Zürich geht zu Ende

27 Die Deutschen Sinn im Unsinn

27 Personenkontrolle Rohner, Kurer, Aigrain, Spuhler, Zeyer

28 Mörgeli Der Anwalt des Bundes

28 Bodenmann Steueroasen – fertig lustig!

29 Medien Frankenstein im Zwergenland!

29 Fernsehkritik der reinen Vernunft Leben nach dem TV?

30 Leserbrief

Hintergrund

32 Besuch aus Guantánamo

Wie gefährlich sind die Häftlinge aus dem Gefangenenlager? Welche Probleme kommen auf die Schweiz zu?

36 Alte Väter sind gefährlich

Männer über 40 Jahre haben genauso ein erhöhtes Risiko, behinderte Kinder zu zeugen, wie ältere Mütter

38 Verbrechen ohne Sühne

Vor 39 Jahren brachten Terroristen eine Swissair-Maschine zum Absturz. Ein Täter lebt immer noch auf freiem Fuss

40 Der Cervelat wächst im Labor

Nie mehr Tiere töten für ein saftiges Steak. Holländische Forscher arbeiten am Fleisch der Zukunft

42 Vom Traum zum Alptraum

Teil 2 der Geschichte über das Leben des mutmasslichen Kindermörders Urs Hans von Aesch

44 Interview «Urs war ein lieber Ehemann»

46 Justiz Der Verdacht

48 In der Piratenbucht

Den Betreibern der Filesharing-Site Pirate Bay wird in Stockholm der Prozess gemacht

49 Aufruhr in Aetingen

Tragikomödie auf dem Land: Ein Bauerndorf vertreibt einen Millionär

Mythos Nr.12

HEDGE FUNDS SIND SCHLECHTE ANLAGEN.

Falsch. «Hedgen» als Absicherung oder zur Risikoreduktion ist bei der aktuellen Marktlage nicht unsinnig. Und Strategien wie Equity Hedge, Event-Driven, Macro oder Relative Value können durchaus auch interessant sein. Für uns ist jedoch eines entscheidend: Dass sich Hedge Funds strikt an das Gebot von Transparenz und Liquidität halten.

Zu diesem Thema und allen anderen Anlagefragen beraten wir Sie gerne in einem persönlichen Gespräch. Mehr unter 071 242 50 88 oder wegelin@wegelin.ch.



WEGELIN & Co.

PRIVATBANKIERS SEIT 1741

ST.GALLEN BASEL BERN CHUR GENÈVE LAUSANNE
LOCARNO LUGANO SCHAFFHAUSEN ZÜRICH



«Ein Schneesturm kann Einfluss auf politische Karrieren haben»: Buchautor English. Seite 50

Interview

50 «Häuser komplett aus Schnee»

Schnee birgt Geheimnisse, die kaum jemand kennt. Der Journalist Charlie English hat sie erforscht und in einem Buch beschrieben

Stil & Kultur

54 [Hollywood, intim So hat man die Oscar-Stars noch nie gesehen](#)

62 [Namen](#) Von Wafah Dufour bis Wolfgang Joop

63 [MvH](#) Meine milde Woche

64 [Im Gespräch](#) Schmucktrendforscherin Susan Sagherian

65 [Luxus](#) Ein Hauch von März

66 [Auto](#) Kia Soul 1.6 CRDi

67 [Zu Tisch](#) «The Restaurant» im «Dolder Grand», Zürich

67 [Wein](#) Cabernet Sauvignon Isolation Ridge Vineyard 2003

68 [Bestseller](#)

68 Bewegung im Stillstand

Lukas Hartmanns neuer Roman dreht sich um den Weltumsegler Captain Cook

70 [Jazz](#) Olivier Le Goas & Trilog

70 [Film](#) «The Wrestler»

71 [Feuilleton](#) Verraten und verschenkt?

72 [Doppelpass](#) Folge 14

74 [Hochzeit](#) Andrea Burger und Andi Brennwald

Autoren in dieser Ausgabe

Michael Maier



Der ehemalige Chefredaktor des *Sterns*, gründete 2000 die Online-Tageszeitung *Netzeitung*, die er sechs Jahr lang leitete. Danach rief er das Medienunternehmen Blogform ins Leben, dessen CEO er heute ist. Auf Seite 48 analysiert er den Prozess gegen die Filesharing-Plattform Pirate Bay.

Walter Senn



Als Reporter von Radio DRS recherchierte der passionierte Pilot vor fast vierzig Jahren über eine Reihe von palästinensischen Terroranschlägen gegen die Schweiz. Auf Seite 38 schreibt er über die ungesühnten Verbrechen.

www.weltwoche.ch

Weltwoche zum Hören

Professionelle Sprecher lesen ausgewählte Artikel. Diesen Monat:
– Kolumnen von Ulf Poschardt (Auto) und Mark van Huissingel
– «Hans im Glück»: Peter Rothenbühler über Hausi Leutenegger
www.weltwoche.ch/audio

Videos von den Weltwoche-Soirées mit Roger Köppel

Der Schweizer Autor Charles Lewinsky, der russische Botschafter Igor B. Bratchikov, der weltberühmte Historiker Hans-Ulrich Wehler: Sie alle waren schon mal Gast an einer *Weltwoche*-Soirée mit Chefredaktor Roger Köppel. Die Video-Aufzeichnungen sämtlicher Gespräche können Sie jetzt online abrufen. Dazu kommen die legendären Video-Interviews von Roger Schawinski.
www.weltwoche.ch/video

Platin-Club

Verlosung: Tickets für das Konzert des Folk-Rock-Pop-Troubadours Donovan. 18. März, Volkshaus Zürich
Produkt des Monats: 37 % Rabatt auf Schwarz-Weiss-Laserdrucker Samsung ML-2240. Fr. 109.– statt 174.–.

Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub



Hier erfahren Sie mehr – www.porsche.ch oder Telefon 0840 356 911.

Neuer Antrieb.

Vertrautes Prinzip.

Der neue Cayenne Diesel.

Typisch Porsche: der Drang, sich stetig weiterzuentwickeln. Der 3,0-Liter-V6-Turbodiesel arbeitet zum Beispiel mit direkter Treibstoffeinspritzung. Sein Turbolader mit variabler Turbinengeometrie (VTG).

Für hohe Effizienz und niedrigen Verbrauch. Ab CHF 86'200.- (inkl. 7,6% Mehrwertsteuer).

Entdecken Sie den neuen Cayenne Diesel als Weltpremiere am Auto-Salon Genf vom 5. – 15. März 2009.

Oder auf einer Probefahrt bei Ihrem Porsche Zentrum.



PORSCHE



IHR ZENTRUM FÜR GELENK- UND SPORTCHIRURGIE

IHRE BEWEGLICHKEIT LIEGT UNS AM HERZEN



KNOCHENBRÜCHE



KREUZBANDRISSE

SCHULTERGELENKE

KNIEGELENKE



HÜFTGELENKE



Eine gute körperliche Verfassung bedeutet hohe Lebensqualität und die Bewahrung der eigenen Mobilität und Unabhängigkeit. Stets sportlich aktiv und auch im Alter beschwerdefrei zu bleiben, ist ein Grundbedürfnis des Menschen. Wir setzen alles daran, dass Sie Ihre ursprüngliche Beweglichkeit, beispielsweise nach Unfällen, Verletzungen oder bei Krankheiten und Abnutzungserscheinungen, so rasch wie möglich wieder erlangen. Dank neuesten minimalinvasiven und computerunterstützten Operationstechniken kommen Sie in den Genuss einer individuell auf Sie abgestimmten, optimal wirksamen, aber schonenden und schmerzarmen Therapie. Erfahren Sie mehr auf www.gelenk-sportchirurgie.ch.



KLINIK PYRAMIDE Δ SPITZE AM SEE

BELLERIVESTRASSE 34, CH-8034 ZÜRICH, TEL. +41 (0)44 388 16 16, FAX +41 (0)44 381 16 00, WWW.GELENK-SPORTCHIRURGIE.CH, ZGS@PYRAMIDE.CH

Neu in Ihrem Weinkeller:



Vigneti di Campomaggio Rosso Toscana IGT

2004, Toskana, Italien, 75 cl

Intensives Rubinrot mit violetten Reflexen. erinnert im Bouquet an Kirschen, schwarzen Pfeffer und Eichenholz. Voller Körper, rund, mit Noten nach Gewürzen und Vanille.

- Braten, Wild, reifer Käse
- Sangiovese, Cabernet Sauvignon, Syrah
- 15–17 °C
- 4–10 Jahre



15.95



Montezovo Amarone della Valpolicella DOC

2005, Venetien, Italien, 75 cl

Purpurrot. Aromen erinnern an Amarena-Kirschen und Pflaumenkompott. Die Fruchtsüsse macht diesen Roten zum Charmeur, ohne schwer und aufdringlich zu wirken.

- Braten, Risotto, reifer Käse
- Corvina, Rondinella, Molinara
- 16–18 °C
- 8–10 Jahre

22.95



Venta Mazarron

2005, Vino de la Tierra de Zamora, Spanien, 75 cl

Dichtes Rubinrot. Aromen von wilden Erdbeeren, Cassis und einem Hauch von Vanille und Süssholz, voller Körper, lang anhaltender Abgang mit gut eingebetteten Tanninen.

- Braten, grilliertes Fleisch, reifer Käse
- Tempranillo
- 16–18 °C
- 5–10 Jahre



17.95



Clos de l'Oratoire Châteauneuf-du-Pape AOC

2007, Frankreich, 75 cl

Tiefes Rubinrot. Vielschichtig in der Nase, duftet intensiv nach Beeren, begleitet von würzigen Noten. Breit und strukturiert im Gaumen, mit runden Tanninen.

- Wild, Eintopf, Braten
- Grenache, Syrah, Cinsault, Mourvèdre
- 16–18 °C
- 5–7 Jahre

28.95



Terramar

2004, D.O. Priorat, Spanien, 75 cl

Sattes Rubinrot. Würziges Bouquet mit deutlichen Eichenholz-Noten. Die harmonischen Reifetöne im Gaumen erinnern an Vanille und rote Beeren.

- Wild, rotes Fleisch
- Garnacha, Merlot, Syrah
- 16–18 °C
- 4–8 Jahre

14.95



Luis Felipe Edwards Terraced Carménère Gran Reserva

2007, Colchagua Valley, Chile, 75 cl

Tiefes Purpurrot. Intensiver Duft erinnert an rote Beerenfrüchte, Vanille und Pfeffer. Wirkt dicht und voll im Körper, mit weichen Tanninen. Anhaltende Fruchtigkeit.

- Lamm, Grilladen
- Carménère
- 16–18 °C
- 4–5 Jahre

10.95

Der Weinkeller der Schweiz

Jetzt Wein-Newsletter abonnieren unter: www.denner.ch/wein

DENNER+



Europa

Die Freiheit verkommt

Die Europäische Union krankt an Zentralismus, übertriebener Regulierung und Demokratiedefiziten. Ihre Entscheidungsverfahren entsprechen nicht unseren Minimalanforderungen.

Die freie Diskussion über Misstände wird unterdrückt.

Von Vaclav Klaus

In weniger als drei Monaten wird sich die Tschechische Republik an den fünften Jahrestag unseres Beitritts zur Europäischen Union erinnern. Wir wussten genau, dass wir einer von Menschen geschaffenen Gemeinschaft beitreten, nicht einer idealen oder utopistischen Konstruktion, die ohne menschliche Interessen zustande gekommen ist. Wir teilen eine Mitverantwortung für die Entwicklung der Europäischen Union. Mit diesem Bewusstsein gehen wir an den EU-Ratsvorsitz heran.

Das heutige System des Entscheidens in der Europäischen Union ist etwas anderes als das von der Geschichte geprüfte und in der Vergangenheit erprobte System der klassischen parlamentarischen Demokratie. In einem normalen parlamentarischen System gibt es einen Teil der Abgeordneten, der die Regierung unterstützt, und einen oppositionellen Teil. Doch das ist im Europäischen Parlament nicht der Fall. Hier wird nur eine Alternative durchgesetzt, und wer über andere Alternativen nachdenkt, wird als Gegner der europäischen Integration angesehen. In unserem Teil Europas lebten wir noch bis vor kurzem in einem politischen System, in dem jegliche Alternative unzulässig war und wo es aus diesem Grund auch keine parlamentarische Opposition gab. Wir haben die bittere Erfahrung gemacht, dass dort, wo es keine Opposition gibt, die Freiheit verkommt. Deshalb muss es politische Alternativen geben.

Und nicht nur das. Die Beziehung zwischen den Bürgern eines Mitgliedslandes und den Repräsentanten der EU ist keine normale Beziehung zwischen einem Wähler und dem Politiker, der ihn vertritt. Zwischen den Bürgern und den Repräsentanten der Union existiert ein Abstand (und zwar nicht nur im geografischen Sinne), der wesentlich grösser ist als innerhalb der einzelnen Mitgliedstaaten. Dies wird mit verschiedenen Begriffen bezeichnet: Demokratiedefizit, Entscheidungen nicht durch Gewählte, sondern Auserwählte, Bürokratisierung der Entscheidungsprozesse usw. Die Vorschläge zur Änderung des heutigen Zustandes, die in der abgelehnten europäischen Verfassung oder in dem von der EU-Verfassung nur gering abweichenden Vertrag von Lissabon enthalten sind, würden diesen Defekt nur vergrössern.

Mit Bezug auf die Nichtexistenz eines europäischen Demos – europäischen Volkes – stellt auch eine eventuelle Stärkung der Rolle des Europäischen Parlaments keine Lösung für diesen Defekt dar. Im Gegenteil. Es würde das Problem nur verstärken und würde zu einem noch grösseren Gefühl der Entfremdung der EU-Bürger von den Institutionen der Union führen.

Ich befürchte, dass die Versuche, die Integration immer weiter zu beschleunigen und zu vertiefen und die Entscheidungen über die Lebensbedingungen der Menschen in den EU-Ländern in immer grösserem Umfang auf euro-



Politische Manipulationen: EU-Parlament.

päische Ebene zu verlagern, in der Folge alles Positive gefährden könnten, was in den letzten fünfzig Jahren in Europa erreicht worden ist.

Es muss offen gesagt werden, dass das heutige wirtschaftliche System der EU ein System des unterdrückten Marktes und der kontinuierlichen Stärkung der zentralen Lenkung der Wirtschaft ist. Und obwohl uns die Geschichte mehr als ausreichend gezeigt hat, dass der Weg nicht in diese Richtung führt, begeben wir uns heute erneut auf diesen Weg. Das Ausmass der Einschränkung der Spontaneität der Marktprozesse und das Ausmass der politischen Reglementierung steigen ständig. Zu dieser Ent-

wicklung trägt in den letzten Monaten auch die falsche Interpretation der Ursachen der gegenwärtigen Finanz- und Wirtschaftskrise bei; als ob diese der Markt verursacht hätte, während die wahre Ursache das Gegenteil ist: nämlich die politische Manipulation des Marktes.

Ich sage das alles aus einem Gefühl der Verantwortung für die demokratische und prosperierende Zukunft Europas. Ich möchte an die Grundprinzipien erinnern, auf deren Grundlage die europäische Zivilisation seit Jahrhunderten bzw. Jahrtausenden gebildet ist. Das sind Prinzipien von zeitloser und universeller Gültigkeit, die deshalb auch in der heutigen Europäischen Union gelten sollen. Ich bin davon überzeugt, dass sich die Bürger der einzelnen EU-Länder Freiheit, Demokratie und Prosperität wünschen.

«Einzig richtige Meinung»

Offensichtlich am wichtigsten in diesem Augenblick ist aber das Erfordernis, die freie Diskussion über diese Dinge nicht für einen Angriff auf den Gedanken der europäischen Integration an sich zu halten. Wir waren immer der Meinung, dass die Möglichkeit, über diese wichtigen Fragen diskutieren zu dürfen, gehört zu werden und jedem den Raum zur Darlegung einer anderen als der «einzig richtigen Meinung» einzuräumen – selbst wenn wir dieser vielleicht nicht zustimmen –, eben jene Demokratie ist, die uns über vier Jahrzehnte hinweg verwehrt worden war. Wir haben uns durch diese unfreiwillige Erfahrung während eines grossen Teils unseres Lebens überzeugt, dass der freie Austausch von Meinungen und Ideen die Grundvoraussetzung für eine gesunde Demokratie ist. Wir glauben, dass diese Prämisse auch in Zukunft geachtet und respektiert wird. Es ist eine Gelegenheit und eine unersetzliche Methode, mit der wir die Europäische Union freier, demokratischer und wirtschaftlich erfolgreicher machen können.

Vaclav Klaus (*1941) ist Tschechiens Staatspräsident, Wirtschaftsprofessor, Buchautor, Marktliberaler und EU-Kritiker. Den Lissabon-Vertrag sieht Klaus «im Widerspruch zu unserer Verfassungsordnung». Bis heute hat sich Klaus geweigert, den Vertrag zu unterzeichnen. Seit Anfang Jahr hat Tschechien das EU-Ratspräsidium inne. Eine Delegation Europa-Parlamentarier wollte Klaus vorab zwingen, die EU-Flagge auf der Prager Burg zu hissen. Ohne Erfolg. Seine hier gekürzt abgedruckte Brüsseler Rede hat den Konflikt weiter verschärft.

Stark wie Liebe

Von **Daniele Muscionico** — Das Theater von Matthias Hartmann war das Theater, das Zürich verdient hat: schöner wohnen mit Weltstadt-Ambition. Gibt es heute überhaupt noch Gründe, ins Theater zu gehen?

Er war der Hüne aus Osnabrück, wir das kleinwüchsige Bergvolk, und immer wenn Matthias Hartmann zu uns sprach, tat er das von oben herab. Das konnte er nicht ändern. Und hätte er es noch so sehr gewollt. Er überragte uns in den vergangenen vier Jahren, während denen er am Zürcher Schauspielhaus für uns Theater machte. Jetzt seine letzte Inszenierung, ein exemplarischer Text über Abschied, die deutschsprachige Erstaufführung von Jon Fosses «Ich bin der Wind». Hartmann brillierte und führte uns noch einmal seine Talente vor: seine Ader für zeitgenössische Autoren, sein Gespür für erlesene Darsteller (bei Jon Fosse: Sebastian Rudolph und Tilo Nest), seinen Sinn für leichtfüssige Eklektik.

Auf der anderen Seite des Spiegels leuchtete freilich auch seine grösste Schwäche in allerhöchster Unbescheidenheit (nicht der böse Branchenwitz, dass man ihm, dem gelernten Opelner, sogar eine Gebrauchtinszenierung abkaufen würde): Hartmann ist verliebt in die kühle Perfektion styli­scher Bühnentechnik, die uns Bergler immer wieder bass erstaunen muss. Eine Hartmann-Inszenierung ist eine Highend-Aufführung der Feinmechanik. Für die Botho-Strauss-Uraufführung «Nach der Liebe beginnt ihre Geschichte» wuchtete er unsichtbare Förderbänder auf die Bühne, Glasstürze und Himmelsleitern; für Molières «Tartuffe» einen silbermetallenen Riesenwohnbunker; für den antiken «Ödipus» einen Glassteg und Glaswände – und für Fosse nun ein Perpetuum mobile: um eine Stahlplatte als labiler Lebensuntergrund sich drehende Himmelskörper.

Vermitteln und versöhnen

Wer zu Matthias Hartmann ins Theater ging, wusste, was er dort zu sehen bekam: schöne Menschen beim schöner Wohnen. Und als er beim sogenannten Abonnentröster – die Nummer sicher auf der grossen Bühne, gepflegte Schauspielroutine auf hohem Niveau – sich vornahm, das tagespolitisch erwärmte Zürichberg-Publikum zu brüskieren, machte er aus «Tartuffe» eine harmlose Komödie aus dem Goldküsten-Milieu und liess am Berggang mit viel Geblöck schwarze Schafe vorüberziehen ... Zur Versöhnung bekamen die ver-



Hartmanns Theater: «Blackbird», 2006.



«Warten auf Godot», 2007.



«Ödipus», 2007.



«Sex», 2008.

störten Abonnenten in derselben Inszenierung die alte Dame Maria Becker zu sehen, im Rollstuhl sitzend, ergreifend, unvergessen.

Weshalb tat Hartmann das? Die Antwort ist so simpel wie ernüchternd: Er will gefallen. Auch ein Intendant ist schliesslich nur ein Mensch. Hartmann möchte vermitteln und versöhnen, die Generationen, die Gegensätze, neues und altes Theater – und den Zeitgeist mit dem Zeitgeschmack, das vor allem. Diese Logik hat funktioniert: Im Herbst wird der Überflieger der deutschsprachigen Regie ans

Wiener Burgtheater wechseln, dank einer Ausstiegsklausel aus seinem Zürcher Direktionsvertrag. Nur ein Jahr war er hier, da hatte er bereits gekündigt: Wien, die Gralsburg der Theaterkunst, sie war sein Ziel. Zürich nur ein Transit-Ort mit Seeanstoss. Denn in Österreich lautet die entscheidende Frage nicht: Wer spielt den Bundeskanzler? Sondern: Wer gibt den Direktor an der Burg am Ring?

Das Theater von Matthias Hartmann war das Theater, das Zürich verdient hat: masslos in seinem Anspruch, von allem nur das Beste haben zu wollen; finanziell intelligent, doch künstlerisch reibungslos. Theater sei, was nicht stört. Doch Gefälligkeit ist Kunstgewerbe und das Gegenteil von Kunst.

Weshalb soll heute überhaupt noch jemand ins Theater gehen, wenn andernorts das Schlafen billiger ist? Eine Stadt wie Zürich, die alles besitzt, ein Land wie die Schweiz, das sich selbst genügt, was soll uns das ganze Theater? Ist das Drama nicht längst von der trivialen Form des Kinos beerbt? Zumal das asketisch-protestantische Bürgertum, Schoss des Stadttheaters, längst tot ist und geistig unfruchtbar.

Theater ist konkurrenzlos, wenn es zweierlei bedenkt und befolgt. Theater, erstens, braucht Handlung, braucht Stoffe, braucht Drama. Theater als ästhetisches Experiment, ohne nachvollziehbare Geschichte ist so überflüssig wie ein Sequel eines schlechten Films. Theater ohne Drama mag nett sein, aber es verzichtet auf seine stärksten Möglichkeiten. Als Volker Hesse 1996 am kleinen Theater am Neumarkt in Zürich Urs Widmer anregte, das Zeitphänomen Outplacement zu dramatisieren, gelang diesem mit «Top Dogs» das Stück nicht nur des Jahres, sondern womöglich des Jahrzehnts. Und das in unzähligen Ländern in ungezählten Sprachen. Wer schreibt heute die Fortsetzung über den Königssturz der Banker?

Theater, zum Zweiten, besteht aus zwei Festwerten, dem Schauspieler und dem Publikum. Es gibt kein Theater ohne das Publikum, das sich ernst genommen und angesprochen fühlen will; und es gibt ebenso keines ohne den Schauspieler, der auf der Bühne jeden Abend seinen Ruf riskiert – wobei er beim Fernsehen in einem Tag das bekommt, was er am Theater in einem Monat verdient. Seine Energie macht das Theater zum Spektakel, zum Experimentierfeld, zum Ort öffentlicher Erregung – und zur weltlichen Kirche, in der der Mensch sich selbst und seinen Möglichkeiten im Guten wie im Bösen begegnet.

Der Regisseur oder Intendant, der einen der beiden Teile vergisst, kann sein Theater zur Gänze vergessen. Ein Publikum, das sich nicht gemeint fühlt, wird zum halben Preis einer Theaterkarte ins Kino gehen. Und dort im Dunklen glauben wollen, Kate Winslet lese aus dem Buch ganz alleine für es vor.

Jon Fosse: «Ich bin der Wind», im Schiffbau, Zürich

Kompetenz²

Atel und EOS schliessen sich zusammen. Mehr Energie. Für Ihr Unternehmen.

Alpiq. Ein neuer Schweizer Energiemarktführer, der den zukünftigen Herausforderungen im Energiebereich gewachsen ist. Auch durch seine Kompetenz in der Kernenergie, mit der sich zuverlässig und klimafreundlich grosse Mengen Strom produzieren lassen. Um damit einen wesentlichen Beitrag zur Versorgungssicherheit zu leisten. Wir bieten langfristige Energielösungen von der Produktion und Verteilung über den Handel und Vertrieb bis hin zu einer breiten Palette an Energieservices. Für erfolgreiche Unternehmen, Hersteller und Institutionen. Für eine Zukunft voller Energie – Kompetenz².

www.alpiq.com

ALPIQ



EVERY CENT
OF THE SELLING PRICE OF
MAC
VIVA GLAM VI
LIPSTICK AND LIPGLASS
IS DONATED TO THE
M-A-C AIDS FUND
TO SUPPORT MEN, WOMEN AND CHILDREN
LIVING WITH HIV AND AIDS
WWW.MACCOSMETICS.COM

MAC
VIVA GLAM VI

EVERY CENT OF THE SELLING PRICE OF VIVA GLAM VI LIPSTICK AND LIPGLASS IS DONATED TO THE M-A-C AIDS FUND TO SUPPORT MEN, WOMEN AND CHILDREN LIVING WITH HIV AND AIDS WWW.MACCOSMETICS.COM

Das grosse gemeinsame Podium

DIE ZUKUNFT DER SCHWEIZER ARMEE

Hotel Bellevue Palace, Kochergasse 3–5, Bern
Mittwoch, 18. März 2009 · 17.00–20.00 Uhr

PROGRAMM

Begrüssung

Markus Spillmann, Chefredaktor NZZ

Die globale Bedrohungslage

Eine neue Sicherheitsarchitektur
angesichts asymmetrischer Herausforderungen
Prof. Herfried Münkler, Humboldt-Universität Berlin

Schweizer Armee – Stand heute

Bundesrat Ueli Maurer

Streitpunkte

Bruno Lezzi, NZZ
Daniel Foppa, Tages-Anzeiger
Beni Gafner, Autor «Armee am Abgrund»

Podiumsdiskussion

Leitung: Roger Köppel, Chefredaktor Weltwoche
Teilnehmer: Brigadier Daniel Lätsch, Bruno Lezzi,
Daniel Foppa, Beni Gafner

Résumé:

Peter Hartmeier, Chefredaktor Tages-Anzeiger

anschliessend Apéro im Salon du Palais

Eintritt: CHF 30. —

Vorverkauf: www.ticketcorner.com, alle Ticketcorner, Manor, SBB,
Die Post, Tel. 0900 800 800 (von 8.00 bis 22.00 Uhr/CHF 1.19/Min.)
Beschränkte Platzzahl

Mit grosszügiger Unterstützung von



Sinn im Unsinn

Von Henryk M. Broder — Altkanzler Schröder äusserte sich in Teheran zum Holocaust: «Es macht keinen Sinn, dieses Verbrechen zu leugnen.» Was wollte Schröder damit sagen?

Gerhard Schröder war erst kurze Zeit Kanzler der Bundesrepublik Deutschland, als er in einer Talkshow gefragt wurde, was er von dem damals in der Planung befindlichen Holocaust-Mahnmal halten würde. «Ich wünsche mir», antwortete Schröder, «ein Mahnmal, zu dem die Menschen gerne hingehen.»

Das ist jetzt zehn Jahre her. Nicht nur Schröder ist älter

geworden, auch die Berliner Republik ist gereift. Das Mahnmal wurde «angenommen», es gehört neben dem Brandenburger Tor und dem Reichstag zu den wichtigsten Touristenattraktionen. Allein im ersten Jahr nach der Eröffnung im Mai 2005 wurde es von 3,5 Millionen Menschen besucht. Besonders im Sommer wird es gerne von jungen Paaren frequentiert, die ungestört knutschen möchten.

So ist Schröders Wunsch Wirklichkeit geworden, wobei man ihm zugutehalten muss, dass er es so nicht gemeint hat. Wahrscheinlich wollte er nur sagen: Die Menschen sollen hingehen, ohne sich dazu verpflichtet zu fühlen, freiwillig, wie auf eine Kirmeis; und sie sollen den Ort verlassen, ohne sich schuldig zu fühlen, aber um eine emotionale Erfahrung reicher. Die Frage ist nur: Wenn er es so gemeint hat, warum hat er es nicht so gesagt?

Jetzt war der Altkanzler in Teheran, hat dort vor der iranischen Industrie- und Handelskammer eine Rede gehalten und dabei wieder einen Satz gesagt, den man sehr beliebig interpretieren kann. «Der Holocaust ist eine historische Tatsache. Es macht keinen Sinn, dieses einmalige Verbrechen, für das Hitler-Deutschland verantwortlich ist, zu leugnen.»

Was wollte Schröder sagen? Dass der Holocaust eine historische Tatsache ist? Dass Hitler-Deutschland für dieses einmalige Verbrechen verantwortlich ist? Das sind alles Binsenweisheiten wie «Ich war mal Kanzler» oder «Mit der SPD geht es bergab». Die Aussage, auf die es ankommt, sind die Worte: «Es macht keinen Sinn ...»

Das ist eine völlig unideologische, praxisorientierte Feststellung. Wäre er in seinem SPD-Unterbezirk gewesen, hätte Schröder gesagt: «Leute, hört auf mit dem Quatsch, ihr macht euch nur lächerlich.»

Entscheidend ist nicht, dass Achmadinedschad antisemitische Ressentiments benutzt



und bedient, es kommt nur darauf an, dass dies «keinen Sinn» macht, also kontraproduktiv ist. Denn historische Tatsachen zu leugnen, kann durchaus «Sinn machen», also von Vorteil sein. Die alten SED-Kader leugnen, dass es einen Schiessbefehl an der Grenze zur BRD gegeben hat, die Türken bestehen auch 94 Jahre nach dem Völkermord an den Armeniern darauf, dass

nur Kollaborateure und Verräter bei Kampfhandlungen ums Leben gekommen sind. Es geht also nicht um Fakten und Fiktionen, sondern um deren Gebrauchswert. So betrachtet, macht es in der Tat keinen Sinn, den Holocaust zu leugnen. Es setzt die iranische Führung in ein schlechtes Licht, kostet die Wirtschaft Ansehen und Aufträge.

Der Subtext, den man bei diesen Worten mitlesen muss, lautet: «Gerade wir als Deutsche können es uns nicht leisten, Geschäfte mit einem Land zu machen, dessen Präsident den Holocaust leugnet. Macht es uns doch nicht so schwer ...»

Denn: Den letzten Holocaust zu leugnen, das ist schlimmer, als den nächsten vorzubereiten. Es gehört zum Wesen historischer Tatsachen, dass sie in der Vergangenheit liegen, während über die Zukunft nur gemutmasst werden kann. Und solange Achmadinedschad nicht unter notarieller Aufsicht zu Protokoll gibt, dass er den Befehl zur Vernichtung Israels geben wird, gilt für ihn die Unschuldsumutung.

Er wünscht sich nur «a world without Zionism», erklärt Israel zu einem «Krebsgeschwür» und sagt dem «zionistischen Gebilde» ein baldiges Ende voraus. Aus alldem zu schliessen, er bereite die zweite Endlösung der Judenfrage vor, wäre unfair und voreilig. Und deswegen hat Altkanzler Schröder den iranischen Präsidenten nicht aufgefordert, seine Drohungen aufzugeben und sein atomares Programm einzustellen, er hat ihn nur darauf hingewiesen, dass es «keinen Sinn» macht, den Holocaust zu leugnen.

Und wenn der iranische Präsident mit seiner Doppelstrategie nicht aufhört und Israel tatsächlich eines Tages von der Landkarte bzw. aus den Seiten der Geschichte verschwinden sollte, könnte in Berlin ein weiteres Mahnmal gebaut werden. Ein Ort, zu dem die Menschen wirklich gerne hingehen.

Personenkontrolle

Rohner, Kurer, Aigrain, Briner, Spuhler, Zeyer

Am 3. März werden die Beziehungen zwischen der Schweizerischen Eidgenossenschaft und der UBS nochmals vertieft. Dieses Mal auf dem Fussballfeld. Im Stade de Suisse spielt der FC Nationalrat gegen den FC UBS. Im Bankkader sind, sofern sich keine kurzfristigen Auswechslungen ergeben, unter anderen gemeldet: CEO Marcel Rohner (Position: noch unklar) und VR-Präsident Peter Kurer (Position: Zuschauer). Die Kosten dieser Übung werden auch hier brüderlich geteilt: Für die Platzmiete kommt der FC Nationalrat auf. Das anschließende Nachtessen übernimmt die UBS. (kep)

Eigentlich sollte der Präsident der schweizerisch-amerikanischen Handelskammer, Jacques Aigrain, dieses Wochenende in Washington weilen. Als Begleiter und Türöffner für die Politikergruppe um FDP-Ständerat Peter Briner (Präsident des Parlamentarischen Vereins Schweiz-USA). Doch nach einem 864-Millionen-Verlust und Milliarden-Abschreiber ist Aigrain inzwischen als CEO von Swiss Re zurückgetreten – und diskret von der Buchungsliste für den USA-Trip gestrichen worden. (kep)

Die Ankündigung war vielversprechend. In einem ganzseitigen Inserat warb die *Sonntagszeitung* schon vorab: «SVP: Harsche Worte. Wie die «Chropflärete» in der SVP-Fraktion lief, und wer jetzt in der Volkspartei das Sagen hat.» Da freute sich der interessierte Leser am Sonntag auf Gipfeli, Konfitüre und harsche Worte, blätterte die Zeitung von vorne nach hinten durch. Und sicherheitshalber von hinten nach vorne. Doch nichts. Kein Wort. Offenbar war die *Sonntagszeitung* selber einer vollmundigen Ankündigung aufgesessen. Die *Chropf*-Fraktion um SVP-Nationalrat Peter Spuhler hatte ihre Palastrevolution zwar vorbereitet, blieb dann aber auf ihrem vollen *Chropf* sitzen – und die *Sonntagszeitung* auf ihrer vorbereiteten Schlagzeile. (kep)

Gendarstellung

In der *Weltwoche* vom 19. Februar 2009 findet sich in der Kolumne «Personenkontrolle» die Behauptung über Dr. René Zeyer, er sei täglich als praktisch einziger Student mit dem eigenen Auto vorgefahren und habe das «Kapital» von Karl Marx auf dem Beifahrersitz gehabt. Beide Behauptungen sind falsch: Weder fuhr Dr. Zeyer als Student, schon gar nicht täglich, mit dem Auto zur Universität Zürich noch mit dem «Kapital» auf dem Beifahrersitz.

Dr. René Zeyer

Die Redaktion hält an ihrer Darstellung fest.

Der Anwalt des Bundes

Von Christoph Mörgeli

Siebenundachtzig Seiten umfasst die englische Vertragsversion zwischen der Schweizerischen Eidgenossenschaft und der UBS AG. Um eine Summe von sechs Milliarden Franken geht es. Spätestens in dreissig Monaten wird die Anleihe in Aktien umgewandelt. Zu einem Fixpreis von achtzehn Franken pro Aktie. Dann wird die Schweiz mit rund zehn Prozent an der UBS beteiligt sein. Sofern sie dann noch existiert. Die UBS.

Ein solcher Vertrag liegt nicht fixfertig in der Schublade. Davon kann man ausgehen. Und doch überrascht, wessen Name unter dem Papier steht. Es handelt sich um keinen Rechtsanwalt aus dem Finanz- oder Justizdepartement. Obschon dort – hat mal einer nachgezählt? – Hunderte Juristen den Lohn beziehen. Der Bund wurde beraten von Dr. Peter Forstmoser, ehemals Ordinarius für Privat-, Handels- und Kapitalmarktrecht an der Universität Zürich, Partner der Anwaltskanzlei Niederer, Kraft & Frey, Honorarprofessor der Beijing Normal University, Verwaltungsrat der Mikron Holding AG und Hyos Invest Holding AG.

Zudem präsidiert Forstmoser den Verwaltungsrat der Hesta AG und der Hesta Tex AG, Mehrheitsaktionärin des Unterwäsche-Herstellers Schiesser, der in diesen Tagen Insolvenz anmelden musste. Weiter gehört Forstmoser dem Verwaltungsrat der Firma Ernst Basler + Partner AG an, der Remer Holding und der Hema Management AG. Dazu ist er Mitglied von sieben Stiftungen (u. a. der Alfred-Escher- und der Max-Schmidheiny-Stiftung).

Der Mann versteht also etwas von Stiftungen sowie von Aktien- und Unternehmensrecht. Darüber hinaus von Unterhosen, Strapsen, Strümpfen (Schiesser), Fräsern, Stufenbohrern, Reib- und Feinbearbeitungswerkzeugen (Mikron AG), konstruktivem Ingenieurbau, Baulegistik (Ernst Basler + Partner AG), Finanzbeteiligungen (Hyos Invest Holding, Remer Holding) und Finanz-, Unternehmens- und Organisationsberatung (Hema AG). Doch am besten sollte sich Forstmoser im Rückversicherungsgeschäft auskennen. Denn sein wohl intensivstes Amt ist das Verwaltungsratspräsidium der Swiss Re.

Gegenüber der Bilanz meinte Forstmoser 2005 – und damals schmunzelnd: «Zwei Drittel meiner Zeit verwende ich für die Swiss Re. Zwei Drittel für den Rest.» Zum «Rest» gehört wohl auch dieser Sechs-Milliarden-Deal mit der UBS. Irgendwie befriedigt Forstmosers Bilanz nicht restlos. Nicht mal zu zwei Dritteln.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Steueroasen – fertig lustig!

Von Peter Bodenmann — Als Nichtmitglied der EU wird die Schweiz viel zu leicht zum Spielball der Grossmächte.



Benötigen dringend mehr Einnahmen: EU-Gipfel in Berlin.

Was versteht der Schweizer unter dem Bankgeheimnis? Niemand weiss dies besser als Fulvio Pelli, unter anderem Präsident der Tessiner Kantonalbank. Viele Tessiner haben ein Sparbüchlein bei der Kantonalbank. Und ein zweites bei der Raiffeisenbank. Mit Guthaben zwischen einigen tausend und einigen zehntausend Franken. Sie wollen um alles in der Welt verhindern, dass die kantonalen Steuerbeamten etwas von ihren Notgroschen wissen. Und das mit Erfolg. Das Risiko ist minim.

Deshalb «vergessen» nicht nur die Tessiner beim Ausfüllen ihrer Steuererklärungen die Erwähnung dieser Schwarzgelder. Dafür werden sie über die Verrechnungssteuer von 35 Prozent – die nicht zurückverlangt werden können – finanziell abgestraft. Unter dem Strich resultiert für den Steuerhinterzieher damit oft ein Verlustgeschäft.

Das Konzept Sparbüchlein bedeutet im Kern Inkaufnahme finanzieller Nachteile zwecks Befriedung archaischer Urängste vor dem Raubvogt Staat. Und hat vielleicht Zukunft. Viele in der EU hätten nichts dagegen, wenn alle ausländischen Vermögen und Einkommen in der Schweiz anständig hoch versteuert und die Erträge unaufgeregt nach Berlin, London oder Paris weitergeleitet würden.

Schlicht und einfach weil in den Reihen und im Umfeld der jeweils regierenden Parteien der EU-Länder viele scheinheilige Zumwinkels Angst vor ihrer Entlarvung als Steuerhin-

terzieher haben. Sie sind noch so gerne bereit, subito Steuern zu zahlen, wenn sie nur nicht von der Staatsanwaltschaft in Handschellen abgeführt werden.

Keine Zukunft hat der Finanzplatz Schweiz als unbeschwertes Paradies der Steuerhinterzieher und Steuerbetrüger. Die SVP – inzwischen rechts überholt von der Lega – will das Bankgeheimnis in der Verfassung festschreiben. Das wird in den USA keinen Staatsanwalt oder Richter auch nur eine Viertelstunde lang beschäftigen. Christoph Blocher möchte für jedes Land eine eigene UBS-Tochter. Die Vereinigten Staaten würden die UBS-Tochter als Geisel nehmen und gleichzeitig – mit immer neuen Folterinstrumenten – den Durchgriff zur UBS-Mutter erzwingen. Wer das Gegenteil behauptet, leidet an Helvetosklerose.

Der Schweizer Finanzplatz bleibt – solange wir nicht Mitglied der EU sind – ein Spielball der Grossmächte. Jener Grossmächte, welche die Schweiz nicht einmal am Katzentisch der G-20-Länder mithorchen lassen. Denn für Obama, Brown, Merkel, Sarkozy und Co. ist die Zeit der Offshore-Finanzplätze abgelaufen. Die Gründe: Erstens benötigen sie dringend mehr Einnahmen. Zweitens sind sie über ihre verstaatlichten Banken die neuen Konkurrenten von UBS und Credit Suisse. Und drittens brauchen sie politisch einen Skalp.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Frankenstein im Zwergenland

Von Kurt W. Zimmermann — Die grosse Kunst der Politik ist die Kunst des gezielten Scheiterns. Copyright: Armin Walpen.

Wenn die Dänen nicht wären, dann wären wir vorn. 462 Franken kosten unsere Radio- und TV-Gebühren, der zweithöchste Wert Europas. Wir zahlen dreimal so viel wie in Italien, doppelt so viel wie in England und immer noch 140 Franken mehr als in Deutschland und Österreich.

Die Zwangsgebühren sind darum seit je ein politischer Strassenfeger, auch derzeit wieder. Diesmal geht es um die Billag AG, die beim Inkasso der 462 Franken angeblich zu viel für sich selber abzwackt. SVP-Politiker ereifern sich, die Fernmeldekommission des Nationalrats ist besorgt, eine Volksinitiative ist in Vorbereitung.

Es ist eine künstliche Aufregung. Die Politiker betreiben kultische Ersatzhandlungen.

Kultische Ersatzhandlungen braucht es, wenn man das Gewissen erleichtern will. Genau das ist der Fall. Mit der SRG, das wissen unsere Politiker genau, haben sie ein Monster geschaffen. Das Monster ist viel zu gross für dieses zwergenhafte Land.

Die SRG bietet mittlerweile 8 TV-Kanäle und 18 Radioprogramme. Dauern kamen neue Angebote hinzu, zuletzt die TV-Kanäle SF Info und HD Suisse, dazu Radio DRS 4. Kein vergleichbares Land kennt in den Medien eine solche Staatsdominanz. Selbst Österreichs ORF, eines der wenigen Hardcore-Monopole ausser der SRG, kommt mit 3 TV-Sendern aus.

Das Glanzstück der SRG war die gesetzliche Verhinderung der privaten Konkurrenz. Im Radio sind landesweite Privatsender verboten. Im TV kommt es auf dasselbe hinaus, weil die SF-Sender keine Beschränkung der Werbezeit kennen. Anders als etwa ARD und ZDF dürfen sie auch nach 20 Uhr Werbespots ausstrahlen. Privatsender haben darum keine Chancen.

Warum das so ist? Die Schweizer Medienunternehmen stimmten diesen Wettbewerbsverzerrungen zu, weil sie rund 50 Millionen Franken an Bestechungsgeldern, genannt Gebührensplitting, jährlich dafür einstreichen können. Sie segneten ab, dass mit dem Radio- und TV-Artikel eines der mittelalterlichsten Gesetze der Neuzeit geschaffen wurde. Selbst Liberia ist liberaler.

Wir wollen SRG-Chef Armin Walpen also auf die Schulter klopfen. Er ist der Schöpfer des Monsters, das auch Viktor Frankenstein nicht besser hingekriegt hätte. Walpen, seit dreizehn Jahren im Amt, ist ein äusserst begabter Strategie. Seine Strategie beruht auf der Erkenntnis, dass Politiker gern in kultische Ersatzhandlungen flüchten.



Bedarf für eine Niederlage: SRG-Chef Walpen.

Walpen inszeniert darum umsichtig die eigenen Niederlagen. Er weiss, dass ein Monster regelmässig eine Schlacht verlieren muss. Sonst wird das Monster zu dominant. Also organisiert er Schlachten, in denen er gezielt untergeht.

Es gibt viele Beispiele dafür, wie absichtsvoll und gekonnt er sein Scheitern plant. Mal propagiert Walpen einen Pay-TV-Kanal, nur, um damit grandios zu scheitern. Mal plädiert er für höhere Radio- und TV-Gebühren, nur, um damit grandios zu scheitern. Mal will er Fussball und Formel 1 und Volksmusik aus dem Programm kippen, um damit grandios zu scheitern. Dann plant er einen Kinderkanal, um damit grandios zu scheitern. Dann, wie zuletzt vor zwei Wochen, lässt er die Idee eines eigenen Kulturkanals scheitern.

Nun ist Bedarf für eine neue Niederlage. Damit wären wir zurück bei der Billag AG. Natürlich sind die Radio- und TV-Gebühren in der Schweiz zu hoch. Natürlich wissen das auch Walpen und die SRG. Natürlich überlegen sie, wie sie in dieser Frage siegreich scheitern könnten. Die Billag AG wird es also billiger machen müssen, oder sie wird ersetzt durch die Post oder die Steuerbehörde.

Die Politiker werden jubeln. Sie haben wieder einmal eine kultische Ersatzhandlung erfolgreich abgeschlossen.

Das Monster und sein Meister lachen sich derweilen tot.

Gibt es ein Leben nach dem TV?

Von Gion Mathias Caveltz

Einige von Ihnen mögen beim Lesen der letzten Kolumne vielleicht gedacht haben: Das ist sicher ein Witz, das mit den fünfzehn rumänischen TV-Kritikern, die mich auf dieser Seite ablösen sollen. Aber nein: Es wird keine «Fernsehkritik der reinen Vernunft» mehr geben.

Dabei existierten noch unzählige spannende televisionäre Themen, deren ich mich gerne angenommen hätte. Zum Beispiel das in Zürich seit kurzem zu empfangende Tele Top (meiner Meinung nach ganz klar und unironisch das Fernsehen der Zukunft), der für März angekündigte Einzug von Piero Esteriore ins «Big Brother»-Haus von RTL 2 (auf meinen Text darüber hätte ich selbstverständlich die sogenannte Mercedes-Garantie gegeben) oder die erste lustige Ausgabe von «Giacobbo/Müller» (ich rechne damit im Spätherbst 2018).

Aber eigentlich warten ja die wirklich wichtigen Dinge im Leben auf mich: In voraussichtlich drei Wochen kommt mein erstes Baby auf die Welt, und so ein Baby braucht natürlich... richtig: einen Baby-Fernseher! Mit einem winzigen Baby-Fernbedienügelchen, einem Philips-DVDR-725-H-160-GB-HD-Recorder/DVD-Brennerchen und einem eigenen Programmzeitschriftchen, das ihm von einem Liliputaner-Postboten jeden Mittwoch in seinen kleinen Briefkasten gesteckt wird.

Zu meinem Erstaunen präsentiert sich der Babyfernseher-Markt relativ überschaubar; der Hannah-Montana-15-inch-LCD-TV aus dem Hause Disney (auf www.toysrus.com für 269.99 Dollar zu haben) kommt meinen Vorstellungen noch am nächsten. Schneidet in den Bewertungen auch hervorragend ab (4,9 Punkte von 5 möglichen). *Only the best for the next generation!*

So long, alles Gute wünscht Ihnen Ihr Ex-TV-Kolumno-Man-Alge.

(Wenn jemand ein Wiederlesen mit mir wünscht, sozusagen, möchte ich ihn auf meinen am 7. März erscheinenden Roman «Die Andouillette oder Etwas Ähnliches wie die Göttliche Komödie» hinweisen (Echtzeit-Verlag). Ein Fernseher kommt darin nicht vor, dafür werden die «grossen» respektive «letzten» Fragen beantwortet. Es soll sich dann aber niemand beklagen! Weiterführendes gibt es auf meiner Homepage zu erfahren, Adresse siehe unten.)

Leserbriefe

«Eine Entschuldigung des Aussenministeriums bei der Schweiz würde Brasilien gut zu Gesicht stehen.» *Peter-Michael Feist*

Entschuldigung wäre zu begrüssen
Nr. 8 – «Protokolle einer Irreführung»;
Alex Baur über den Fall Paula Oliveira

Seit über einem Jahrzehnt arbeite und lebe ich in Brasilien und kenne sowohl den Norden als auch den Süden, die positiven Seiten, aber auch die Probleme des Landes. So berichten die Medien jeweils nur kurz über Tote bei Bandenkämpfen, Opfer von verirrten Kugeln der Polizei oder Überfälle auf Ausländer, wie sie gerade jetzt in Rio de Janeiro passierten. Anders bei Brasilianern, denen im Ausland etwas zustösst, wie beim Fall des jungen Brasilianers, der sich illegal in London aufhielt, unter Terroristenverdacht kam und nach einem Anruf der Polizei flüchtete und dabei erschossen wurde. Nach einem Aufruhr in der Presse Brasiliens schaltete sich vom Aussenminister bis zum Präsidenten alles ein und verlangte Schmerzensgeld und eine Entschuldigung der Londoner Polizei. Nun dasselbe beim Fall von Paula Oliveira: Von der Presse über das Fernsehen bis zur Diplomatie gab es Aufruhr, und man stellte Forderungen an die Schweizer Eidgenossenschaft. Alles, ohne die Ergebnisse der Untersuchungsorgane abzuwarten. Hier wäre es zu begrüssen, wenn sich das brasilianische Aussenministerium offiziell bei der Eidgenossenschaft entschuldigen würde, das würde der brasilianischen Politik gut zu Gesicht stehen. Es ist bezeichnend, wie hier die oft geschmähte Gastfreundschaft der Schweiz aus niederen Beweggründen (es winkte eine erhebliche Genugtuungssumme) ausgenutzt wurde, und dies von einer Person, die Recht studiert hat, allerdings nicht daran dachte, dass ihre Lüge auf sehr wackligen Beinen stand. Hoffentlich lernen die Medien und die Diplomaten aus diesem Fall.
Peter-Michael Feist, Florianópolis (Brasilien)

Von Anfang an hat sich die portugiesische Redaktion von *Swissinfo* bemüht, ausgewogen und faktentreu über diese traurige Geschichte zu berichten. Sie hat über die öffentliche Empörung in Brasilien und in der Schweiz natür-

lich berichtet, diese aber nicht ausgelöst. Sie hat anschliessend schnell die unerwarteten weiteren Entwicklungen verfolgt und ihren Lesern mitgeteilt. In unseren Artikeln wurden alle Seiten befragt oder zitiert: die Familie, die brasilianische Regierung, die Zürcher Polizei (mit vollständigen Übersetzungen der publizierten offiziellen Medienmitteilungen),



«Dank der Wirtschaftsprüfung habe ich meine Karriere auf gesunde Beine gestellt.»
Yves Riedo, dipl. Wirtschaftsprüfer, Inhaber, Axalta Treuhand AG, Düdingen

Yves Riedo geb. 1968 | 1987 Matura Typus E am Kollegium St. Michael in Freiburg | 1994 Treuhänder mit Fachausweis | 1998 dipl. Wirtschaftsprüfer | 1999 Inhaber Riedo Consulting, Plaffeien | 2002 Inhaber und Geschäftsführer Axalta Treuhand AG, Düdingen | Vorstandsmitglied de l'Ordre fribourgeois de la Chambre fiduciaire | Mitglied des Vorstandes der Treuhand-Kammer | verheiratet und Vater von drei Kindern | Mitglied der Guggenmusik Dütschbach-Schlorggeschlüpfer |

Wirtschaftsprüfung. Wo Karrieren geboren werden. www.treuhand-kammer.ch

NGOs und mehrere Vertreter der SVP, beispielsweise Alain Hauert (Pressesprecher) oder die Nationalräte Oskar Freysinger und Yvan Perrin. Dies ergab eine Fülle von Zitaten, von denen der *Weltwoche* einige nicht gefallen haben, etwa jenes der brasilianischen Generalkonsulin. Auf *swissinfo.ch* publizieren wir einerseits Artikel, andererseits führt die portugiesische Redaktion auch einen Blog, dessen Beiträge nicht der gleichen Objektivität verpflichtet sind. Sie verwechseln öfter Artikel, die in unsere Berichterstattung aufgenommen

wurden, und Texte unseres Blogs. Der Artikel, den Sie als «entfernt» bezeichnen, ist nie verschwunden. Der Hinweis auf das Raben-Motiv, das von *O Globo* in einem Blog kritisiert worden ist, wurde von vielen internationalen Medien aufgenommen. Auf *swissinfo.ch* wurde dieser Verweis ein einziges Mal gemacht, im Gespräch mit Doris Angst. Es ist uns unverständlich, weshalb die *Weltwoche* in diesem Fall, der viele Schweizer Medien anfänglich verwirrt und beschäftigt hat, ausgerechnet *Swissinfo* angreift.
Christophe Giovannini, Chefredaktor Swissinfo

Reiner Schaukampf

Nr. 8 – «Staatsbanken»/«SVP, bleib bei deinen Leisten»; Roger Köppel und Hans Geiger über die Forderungen der SVP nach Eingriffen bei der UBS

Das Gezerre um staatliche Vertreter im Verwaltungsrat der Grossbanken ist doch reiner Schaukampf, um das Publikum zu unterhalten bzw. zu verdummen. Denn mit dem Tiefstzins sichert die Nationalbank allen Bankinstituten der Schweiz fette Gewinne bei kleinstem Risiko. Doch nicht nur den Banken: Auch die Chemie, die Versicherungen, die Landwirtschaft, die Ergänzungsleistungsbezüger – sie alle werden staatlich beatmet. Wir sind weiter weg von der sogenannten freien Marktwirtschaft, als wir denken. Der Kommunismus steht nicht vor der Tür – er ist schon drin!
Hans U. Schoch, Wittenbach

Hans Geiger meint, die Grossbanken würden wegen der Entschädigungsfrage den Sitz ins Ausland verlegen. Erstens müsste der Aktionär mit einer Zweidrittelmehrheit einer Sitzverlegung zustimmen. Zweitens leben die beiden Grossbanken – zumindest heute noch – vom Bankgeheimnis.

Und drittens profilieren sich CS und UBS mit viel «Swissness» in Namen und Marketing. Geigers Analyse, die beiden Banken würden bei Annahme der SVP-Forderungen ihren Sitz ins Ausland verlegen, ist falsch. Dass die Grossbanken ein Klumpenrisiko für die Schweizer Volkswirtschaft sind, ist unbestritten. Der Bund hätte im Vertrag mit der UBS viel eher konkrete Forderungen zur Reduktion dieses Klumpenrisikos stellen müssen, als via Finma Eigenkapital- und Bonivorschriften zu erlassen. *Thomas Minder, Neuhausen*

Die Billag ist aufzulösen

Nr. 8 – «Verschleiern, vertuschen, verteuern»; Natalie Rickli über die Rundfunkgebühren

Die Billag ist aufzulösen, und das Inkasso der Fernseh- und Radiogebühren kann problemlos durch die über 1500 Angestellten des Tessiner Fernsehens abgewickelt werden. So könnte auch gleich das Logo auf dem Rechnungsformular korrigiert werden. Hierzulande ist es üblich, dass sich die begünstigte Firma mit ihrem eigenen Signet zu erkennen gibt.

Christian Schwendener, Grabs

Das entlockt selbst mir als links-grün-engagiertem Bürger ein grosses Lob: ein hervorragender Artikel von Natalie Rickli über die Billag, die SRG, deren Gebührenpolitik und den Service public. Wir sind gespannt, was Bundesrat und Preisüberwacher hierauf tun und sagen werden. *Stefan Küenzi, Steckborn*

Mehr historische Gelassenheit

Nr. 8 – «Kreuzzug gegen die Mutterkirche»; Peter Keller über die Pius-Bruderschaft

Es ist unbestritten, dass Holocaust-Leugner zur Rechenschaft gezogen werden müssen. Die Juden haben im Dritten Reich Schreckliches über sich ergehen lassen müssen. Die über vier Millionen Toten sind unfassbar. Trotzdem: Wäre es nach fast siebzig Jahren nicht an der Zeit, das Geschehene mit etwas historischer Gelassenheit zu betrachten? Von 1900 bis 1999 sind 98 Millionen Menschen weltweit in Kriegen getötet worden. Im Ersten Weltkrieg waren es 15 Millionen, im Zweiten Weltkrieg 50 Millionen. Der Biafra-Krieg forderte 10 Millionen Opfer, der Vietnamkrieg 4 Millionen, der erste Golfkrieg zwischen Iran und Irak etwa 1 Million. Wer spricht heute noch über den Biafra-Konflikt? Niemandem wird geraten, in den USA das Wort Vietnamkrieg in den Mund zu nehmen. Warum können wir die Ereignisse von 1939 bis 1945 nicht auch mit der notwendigen Zurückhaltung sehen? Dies umso mehr, als die Direkttäter wei-

testgehend gestorben sind und die jüngere Generation die Aufgeregtheit und den Aktivismus kaum mehr versteht. Das permanente Warmhalten dieser Ereignisse ist penetrant und kontraproduktiv. *Toni Stadelmann, Zürich*

Für Mut gibt es keine Boni

Nr. 8 – «Machtkampf in Bern»; Urs Paul Engeler über Zustände im Justizdepartement

Wenn Bundesanwalt Beyeler Kritik an anderen Institutionen der Justiz geäussert hat, mit denen die Bundesanwaltschaft zusammenarbeiten muss, so wird er seine Gründe gehabt haben. Und Probleme auf den Tisch bringen darf und muss er gerade auch gegenüber der zuständigen Parlamentskommission, auch wenn sie solches nicht gerne hören sollte. Im öffentlichen Dienst ist niemand dafür gewählt und besoldet, Missstände zu verschweigen – im Gegenteil. Aber es braucht Mut, und dafür gibt es keine Boni.

Felix Hunziker-Blum, Mompé Tujetsch

Der Bundesanwalt hat keine Freunde. Schon gar nicht in den eigenen Reihen. Gegenseitiges Vertrauen basiert nicht auf öffentlichem Gepolter und Schlechtmacherei. Wer so reagiert, ist mit der Aufgabe eines Bundesanwaltes überfordert. Wer die Mitarbeiter als «Bedenkenträger» abstrafte, hat über kurz oder lang ein grösseres Problem, nämlich das gegenseitige Vertrauen. Erwin Beyeler rate ich zum Verfassen eines Romans mit dem einprägsamen Titel: «Macht vor Recht, ich handle schlecht: Aus dem Tagebuch eines scheiternden Bundesanwaltes». *Andreas Keller, Binningen*

Köstlich amüsiert

Nr. 8 – «From Romania with love»; TV-Kritik von Gion Mathias Cavelti

Über diese Kolumne von Gion Mathias Cavelti habe ich mich köstlich amüsiert und mich gefreut, dass es in der *Weltwoche* auch einmal etwas zum Lachen gibt. Mehr davon!

Franziska Mühlethaler, Stetten

Die sieben digitalen Zwerge

Nr. 8 – «Sieben digitale Alphabeten»; Peter Bodenmann über das Glasfasernetz

Dieser wirklich interessante Artikel endet mit der Feststellung: «Und am Schluss ist niemand schuld, weil niemand nichts begriffen hat.» Peter Bodenmann müsste wissen, dass eine doppelte Verneinung vehemente Bejahung bedeutet, was hiesse, dass der Bundesrat (mit Verlaub, «die sieben digitalen Zwerge») sehr wohl alles begriffen haben sollte. Zur Sache selbst: Trotz eindeutiger Kartellgesetzgebung, diesbezüglichen Institutionen – national wie international –, trotz Ombudsmännern und -frauen, nicht endendem Gequassel in beinahe

täglichen Talkshows und stetem Mediengemitter wird der Bürger auf dreisteste Weise täglich von Kartellen ausgesogen und -gezogen. Die grössten, frechsten Räuber sind die besagten Energiekartelle, vor allem in den Bereichen Öl, Strom, Gas, Treibstoff und Wasser. Dieses radikale Ausnehmen wird vom Bürger geduldet – bei allem Medienwirbel und temporären Mühen von Verbraucherverbänden, -journalen und Einzelkämpfern. Was die Swisscom sich erdreistet, nämlich die gezielte Verhinderung und Verzögerung einer kostengünstigen, schnell möglichen, kompetitiven «Verglasfaserung» der bestehenden Kupfernetze durch einfaches *stripping* und Ersetzen der Leitungen, müsste auch den sieben digitalen Zwergen auffallen, zumal sie medial gebetsmühlenartig bekunden, immer die Fäden (sprich die Glasfasern) in der Hand zu haben. Ich fuhr bereits 1971 im damaligen Shinkansen mit 230 km/h von Tokio nach Kioto – von Zürich nach Bern oder Köln kommen wir 2009 auf durchschnittlich 100 km/h! Das sagt alles. *Peter Wittlings, Affoltern am Albis*

Peter Bodenmann schreibt die bei weitem intelligentesten und besten Artikel in der *Weltwoche* – trotz seiner linken Herkunft. Anstatt nur einer kurzen Kolumne könnte man ihm auch ruhig mal etwas längere Artikel erlauben.

Urs Meyer, Pfaffhausen

Lückenhafte Wirtschaftskompetenz

Nr. 8 – «Wer zahlt, befiehlt»; Reiner Eichenberger und Michael Funk über die Bankenkrise

Viele auf ihre Tunnelvision fixierte Finanz-Eierköpfe haben wesentlich zum heutigen weltweiten Schlamassel beigetragen. Die Wirtschaftskompetenz dieser Theoretiker ist zumindest sehr lückenhaft, ihre politische Kompetenz gleich null. Die kollektive emotionale Befindlichkeit unserer Bürger, denen die verteilten Milliarden schliesslich gehören, gilt offenbar nichts. Diese Einstellung dürfte sich sehr bald rächen. *Peter Liniger, Gentilino*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Swiss made www.navyboot.ch

NAVYBOOT



Gesucht: Häftling mit weisser Weste

Der Bund prüft die Aufnahme von Guantánamo-Insassen in der Schweiz. Die Bedingung lautet: Nur wer unschuldig ist, darf mit einer Einreiseerlaubnis rechnen. Doch den «lupenreinen» Gefangenen gibt es gemäss vorliegenden Akten nicht. *Von Urs Gehrig*



Wer ist nachweisbar ungefährlich? Gefangenenlager Guantánamo.

Zwei Tage bloss nach seiner Amtsübernahme hat Präsident Barack Obama unter weltweitem Beifall die Schliessung Guantánamos veranlasst. Mit einem Federstrich löschte er den «Schandfleck» aus, zumindest auf dem Papier. Denn bevor das Gefangenenlager auf Kuba seine Türen schliessen kann, muss die Obama-Regierung die kniffligste aller Fragen beantworten: Was tun mit den Insassen?

Schneller noch handelte der Bundesrat. Einen Tag bevor der US-Präsident die Schliessung befahl, hat die Schweiz als eines der ersten Länder die Bereitschaft bekundet, die Aufnahme von Guantánamo-Häftlingen zu prüfen. Die USA brauchten die Unterstützung anderer Staaten, um das Problem zu lösen, sagte Aussenministerin Micheline Calmy-Rey, die den Vorstoss bereits Monate zuvor angedacht hatte.

Die bundesrätliche Avance hat in der Bevölkerung und bei kantonalen Behörden grosse

Skepsis und Unsicherheit ausgelöst: Wer garantiert, dass von einem Ex-Gefangenen keine Gefahr ausgeht? Mit welchem Aufenthaltsstatus wird er hier angesiedelt? Wo bringt man ihn unter? Wer kontrolliert den Ex-Häftling? Wer ist für dessen Integration verantwortlich? Dürfte der Aufgenommene seine Familie nachziehen? Und: Wer bezahlt die auf Jahre hinaus anfallenden Kosten?

Antworten auf diese Fragen lägen zum heutigen Zeitpunkt nicht vor, erklärt das federführende EJPD auf Anfrage. Eine elfköpfige Arbeitsgruppe, zusammengesetzt aus Vertretern von VBS, EDA, EJPD sowie der Kantone, prüfe sämtliche relevanten Fragen zuhanden des Bundesrats. Diskutiert wird offenbar über eine mögliche Aufnahme von drei Insassen. Fünf Kantone haben Bereitschaft bekundet, allfällig einen Guantánamo-Häftling aufzunehmen: Genf, Freiburg, Thurgau, Basel-Stadt und Jura.

Dies unter der Bedingung, dass der Betreffende unschuldig ist und keinen Kontakt zum Terrorismus hat. Gedanken über die Modalitäten einer Aufnahme mache man sich momentan nicht, heisst es in den betreffenden Kantonen. Man warte ab, was der Bund beschliesse.

Vorerst jedoch sind die Amerikaner am Zug. Die US-Behörden müssen – salopp ausgedrückt – die Spreu vom Weizen trennen. Sie müssen beurteilen, welche Häftlinge nachweisbar ungefährlich sind. Nur wer das Prädikat «lupenrein» verliehen bekommt, hat eine Chance auf eine Bleibe in der Schweiz oder einem anderen europäischen Land.

Was ist zum heutigen Zeitpunkt über die Insassen bekannt? Eine Bestandesaufnahme:

Wer sitzt in Guantánamo?

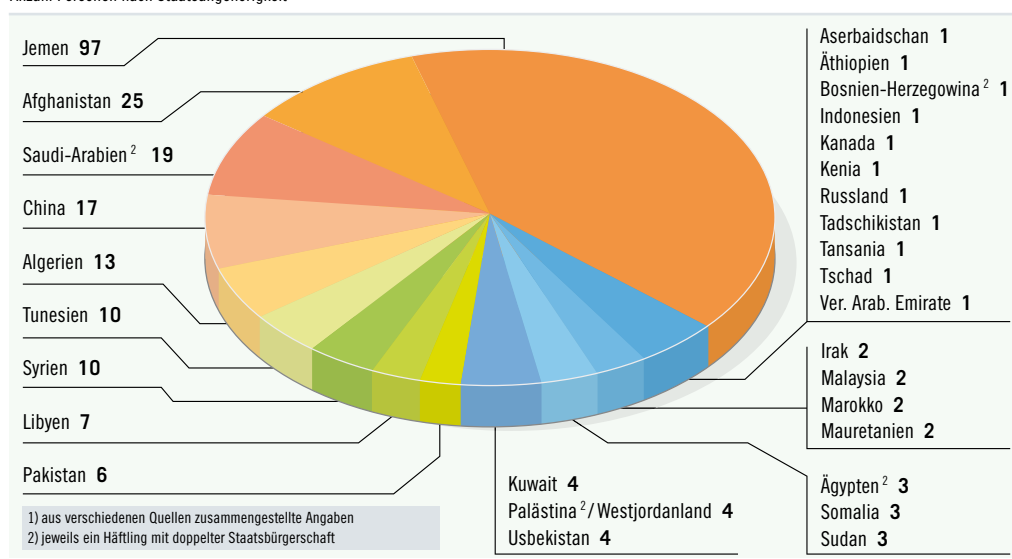
779 Insassen sind es total, die seit Eröffnung des berühmten Gefängnisses im Januar 2002

auf Kuba inhaftiert worden sind. Heute beträgt die Zahl der Gefangenen noch 242. Die Identifizierung der Häftlinge gestaltet sich schwierig. Eine offizielle Gefangenenliste liegt nicht vor. In der Einschätzung müssen sich Öffentlichkeit und Medien auf eine rund 5000 Seiten umfassende Sammlung von Anhörprotokollen stützen, die das Pentagon auf richterliche Anordnung im März 2006 freigab.

Auf der Basis dieser Akten hat die *New York Times* eine Liste zusammengestellt, welche jeden aktuellen und ehemaligen Insassen alphabetisch aufführt und mit veröffentlichten Verhörakten verlinkt. Die heutigen Insassen stammen aus 30 Ländern (siehe Grafik). Das Spektrum reicht von Top-Terroristen wie Khalid Scheich Mohammed, dem Architekten von 9/11, über Ausbilder, FuSSsoldaten bis zu mutmasslich unbescholtenen Personen.

Woher die rund 240 verbliebenen Guantánamo-Häftlinge stammen

Anzahl Personen nach Staatsangehörigkeit¹



Quelle: Aufstellung und Auswertung der «New York Times»

Wie viele sollen freigelassen werden?

Aus der Haft entlassen werden nur diejenigen Gefangenen, die nach Ansicht der US-Behörden keine Bedrohung mehr darstellen. In Bezug auf ihre Gefährlichkeit können die Häftlinge in drei Gruppen eingeteilt werden:

— 60 bis 80 Männer gelten als sehr gefährlich. Gegen sie soll Anklage erhoben werden, wobei den Militärtribunalen nur Anklageschriften gegen 21 Gefangene vorlagen, als Präsident Obama am 20. Januar das Amt des US-Präsidenten übernahm.

— Eine «mittlere» Gruppe umfasst 105 bis 125 Männer. Die von ihnen ausgehende Bedrohung wird als relevant beurteilt. Allerdings sind gegen sie bis jetzt noch keine Anklagen vorbereitet worden.

— Rund 60 gelten nach Erkenntnissen des Pentagons nicht mehr als gefährlich. Sie trügen das Prädikat «zur Entlassung freigegeben» (*cleared for release*) und sollen nach Ansicht der Regierung das Hochsicherheitsgefängnis auf Kuba baldmöglichst verlassen.



«Schandfleck» ausgelöscht: US-Präsident Obama.

Was bedeutet «cleared for release»?

Die Klassifizierung stammt von der Bush-Administration. Der Terminus bezieht sich auf die USA. Demnach stellt heute keiner der rund 60 Fälle eine Gefahr für die Vereinigten Staaten dar. Dies kann zwei Gründe haben: Entweder wurden die betreffenden Insassen fälschlicherweise als «feindliche Kämpfer» eingestuft. Oder es handelte sich zum Zeitpunkt der Verhaftung tatsächlich um solche, die sich im Zug der Verhöre jedoch als relativ harmlos erwiesen haben und für die USA nicht mehr als Bedrohung wahrgenommen werden. Für sie suchen die USA einen Platz in einem Drittstaat.

Warum werden Häftlinge nicht in ihre Heimat überführt?

Einige waren Mitglieder von regierungsfeindlichen Gruppierungen oder haben sich an der Planung oder Durchführung von terroristischen

Anschlägen beteiligt. Anderen drohen angeblich allein auf Grund der Tatsache, dass sie im Terror-Gefängnis waren, in ihrer Heimat Haft und Folter. In diesen Fällen ist eine Heimführung rechtlich nicht möglich.

Weshalb behalten die USA die Ex-Gefangenen nicht selbst?

Einige Insassen lehnen es ab, «im Land ihrer Peiniger» zu leben. Andere können aus rechtlichen Gründen nicht in den USA aufgenommen werden, obwohl sie nicht mehr als gefährlich erachtet werden. «Die US-Regierung kann sie nicht einfach in den USA freilassen, weil einige einen terroristischen Hintergrund oder terroristische Verbindungen haben», sagt Jack Goldsmith, Professor an der Harvard Law School. Die rechtlichen Hindernisse könnten möglicherweise aus dem Weg geräumt werden. Die politischen Hindernisse hingegen seien enorm. «Allein die

Tatsache, dass die Häftlinge vom US-Militär einmal als «feindliche Kämpfer» bezeichnet worden sind, entfacht in den USA massiven Widerstand gegen ihre Aufnahme.»

Können Häftlinge bedenkenlos an Drittstaaten weitergereicht werden?

Menschenrechtsgruppen machen sich für eine integrale Aufnahme der rund 60 Insassen aus der Gruppe *cleared for release* stark. Sie räumen ein, dass sie die Akten der Insassen nur lückenhaft kennen, berufen sich aber auf die Angaben des US-Militärs und plädieren aus humanitären Gründen für eine rasche und umfangreiche Überführung in einen Drittstaat.

Vertiefende Studien über die Biografien der Guantánamo-Häftlinge liegen nur wenige vor. Die umfangreichste stammt von der Brookings Institution, einem der renommiertesten Think-Tanks in Washington, D.C. In «The

Current Detainee Population of Guantánamo: An Empirical Study» werden 52 der rund 60 Häftlinge der *cleared for release*-Gruppe identifiziert: Bei 2 von ihnen handelt es sich um mutmassliche Al-Qaida-Führer; 12 sind angeblich Al-Qaida-Funktionäre. Die restlichen 38 sind mutmassliche ausländische Kämpfer, Fusssoldaten also, die als islamistische Söldner auf Schlachtfeldern des Dschihad gekämpft oder Zeit in Terrorcamps verbracht haben.

Der Hauptautor der Studie, Benjamin Wittes, der auch von der Obama-Administration konsultiert wird, bezeichnet diese Häftlinge dennoch als «gering gefährlich». Er hält es für vertretbar, sie an Drittstaaten zu übergeben.

Zu mehr Vorsicht mahnt eine zweite Studie: In «Clear and Present Danger» beurteilt Thomas Joscelyn, Senior Editor des *Long War Journal*, die Insassen anhand von vier Kriterien (*red flags*): Rekrutierung, verbrachte Zeit in einem *guesthouse* der Taliban oder der al-Qaida, durchlaufenes Terrorisustraining und direkte Teilnahme an Kampfhandlungen. Sein Befund: 94 Prozent der 242 Insassen fallen in mindestens eine der Kategorien. 75 Prozent müssen zwei oder sogar mehreren zugeordnet werden. Ob die restlichen 6 Prozent «lupenrein» sind, kann Joscelyn nicht mit Sicherheit sagen. Dafür seien die veröffentlichten Daten zu wenig umfassend. Joscelyn weist jedoch darauf hin, dass selbst eine umfassende Prüfung von Gefange-

nen Irrtümer nicht ausschliesse. Dies zeige die relativ grosse Anzahl von Rückfälligen, welche nach ihrer Entlassung aus Guantánamo erneut terroristisch aktiv waren.

Wie viele Rückfälle sind bekannt?

532 Gefangene sind in den letzten Jahren aus Guantánamo freigelassen worden, gut zwei Drittel von ihnen wurden in ihre Heimatländer Afghanistan, Pakistan und Saudi-Arabien überstellt. Bald wurden jedoch erste Rückfälle bekannt. Der Taliban-Kommandant Abdullah Masud zum Beispiel, der 2004 als ungefährlich eingestuft wurde, begann nach seiner Abschiebung erneut den Widerstand gegen US-Truppen in Afghanistan zu organisieren.

61 Rückfällige hat das Pentagon registriert. Das jüngste Beispiel heisst Said Ali al-Shihri, 37, aus Saudi-Arabien. Nach sechs Jahren Haft wurde al-Shihri, der bei den Verhören angab, er habe in Pakistan Teppiche für seinen Fachhandel kaufen wollen, als nicht länger gefährlich eingestuft. Zurück in der Heimat verschwand er nach einem Kurzbesuch in einem Rehabilitierungsprogramm. Im Januar tauchte al-Shihri wieder auf, in einem Video einer Al-Qaida-Zelle in Jemen, in dem er zum Heiligen Krieg aufruft.

Die teils gut dokumentierten Beispiele von Rückfälligen zeigen, dass die bisherige Praxis der Häftlingsbegutachtung weit davon entfernt ist, perfekt zu sein. «Bei den Entlas-

sungen lagen wir so oft falsch, wie wir falsch lagen bei den Verhaftungen», sagt Benjamin Wittes von der Brookings Institution. Die Obama-Administration werde versuchen, eine seriöse Prüfung aller Gefangenen vorzunehmen. Doch dies habe auch die Vorgängerregierung getan. «Viele Urteile werden ähnlich ausfallen», ist Wittes überzeugt. «Ein Risiko kann nicht ausgeschlossen werden.»

Gibt es überhaupt «lupenreine» Insassen?

Die Brookings-Studie geht davon aus, dass eine relativ kleine Gruppe von Häftlingen eintritt, die irrtümlicherweise in die Guantánamo-Mühle gekommen ist. Das Problem liege darin, dass der Öffentlichkeit zu wenig Dokumente vorlägen, um deren Unschuld zu beweisen. Viele von ihnen hätten sich bloss «zur falschen Zeit am falschen Ort» aufgehalten. Das ist ein Argument, das auch von Menschenrechtsorganisationen oft vorgebracht wird. Es klingt allerdings nicht sehr überzeugend, vergewärtigt man sich, dass die meisten der heutigen Insassen wenige Wochen nach 9/11 in einem Gebiet gefangen worden sind, das als Hochburg von al-Qaida und der Taliban gilt. Dabei handelt es sich meist um Männer aus muslimischen Staaten, die teils weite Strecken zurückgelegt haben, um in dieses von Krieg zerrissene Gebiet zu gelangen. Dass dabei friedliche Motive im Spiel waren, ist fraglich.



Die passende Strategie für Ihr Vermögen beginnt mit einer finanziellen Standortbestimmung.

Die Überprüfung Ihrer gesamten finanziellen Situation bildet die Basis für unsere umfassende Anlagerberatung. Indem wir Ihre Ziele kennen und Ihre langfristigen Bedürfnisse verstehen, können wir gemeinsam die Strategie für Ihr Vermögen festlegen. Und Ihnen passende Anlagelösungen empfehlen, die auch Ihre Ziele rund ums Vorsorgen und Finanzieren berücksichtigen. Wir laden Sie ein zu einer finanziellen Standortbestimmung. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.

www.ubs.com/kompass

You & Us



Zur Gruppe «falscher Ort zur falschen Zeit» gehören auch die 17 Uiguren, die in Guantánamo als Mustergefangene gelten. Sie seien unauffällig und würden sich diszipliniert an die Lagervorschriften halten, erklärt das US-Militär. Sie stammen aus der autonomen Provinz Xinjiang im Nordwesten Chinas, wo sich immer wieder hartnäckige Abspaltungstendenzen von der Republik manifestieren. Nachdem die Uiguren zunächst als «mit al-Qaida in Verbindung stehend» und als gefährlich eingestuft wurden, kamen spätere Einschätzungen der Militärrichter sowie ein amerikanisches Zivilgericht zum Schluss, dass sie weder gegen Amerika noch seine Verbündeten kämpfen.

Sind die Uiguren harmlos?

5 der ehemals 22 Guantánamo-Uiguren haben in Albanien Asyl erhalten. Seit fast drei Jahren leben sie in der Nähe von Tirana. Sie hätten sich erstaunlich schnell in die albanische Gesellschaft integriert, heisst es vor Ort. Sie hätten das Aufnahmezentrum für Flüchtlinge verlassen und lebten in eigenen Wohnungen. Einer von ihnen spreche schon Albanisch und führe im Zentrum Tiranas eine Pizzeria.

Doch Thomas Joscelyn warnt: «Die meisten der 17 in Guantánamo einsitzenden Uiguren geben offen zu, in einem Camp im afghanischen Tora Bora, einer Hochburg von al-Qaida und der Taliban, von namentlich bekannten

Terroristen trainiert worden zu sein.» Die Organisation, der sie angehören – die Eastern Turkistan Islamic Movement –, habe dem chinesischen Regime den Kampf erklärt, so Joscelyn. Sie habe das Ziel, ihre Provinz von China abzuspalten, und habe vergangenen Sommer mit Anschlägen an der Olympiade in Peking gedroht. Dass das US-Militär die 17 Uiguren als ungefährlich beurteilt, bloss weil ihr Kampf nicht gegen die USA gerichtet sei, bezeichnet Joscelyn als «kurzsichtig». «Jedem, der al-Qaida studiert hat, ist hinlänglich bekannt, dass Bin Laden und seine Gefährten es meisterhaft verstehen, «lokale» Konflikte in den internationalen Dschihad zu integrieren.»

Das heisse nicht, dass die Uiguren Terroristen der höchsten Gefährlichkeitsstufe seien, die nach ihrer Entlassung gleich einen Anschlag planen würden. Es sei jedoch nicht auszuschliessen, dass sie terroristischen Aktivitäten nachgehen werden. Deshalb käme ein allfälliges Aufnehmerland nicht umhin, die Uiguren genau zu überwachen. Für die Schweiz und andere potenzielle Aufnahmestaaten wäre die Aufnahme eines Uiguren zudem eine politische Hypothek. China erachtet die Uiguren als Staatsfeinde und verlangt ihre Auslieferung. Eine Aufnahme würde ohne Zweifel eine diplomatische Krise mit Peking vom Zaun brechen.

Warum sollte die Schweiz Häftlinge aufnehmen?

Das Hauptargument der Aufnahmebefürworter lautet: Man habe die USA jahrelang für Guantánamo kritisiert. Jetzt, da sich Obama anschickt, das Lager zu schliessen, müsse man ihn unterstützen. Ein anderes Argument liefert Benjamin Wittes von der Brookings Institution: Europa sei sieben Jahre lang der Hauptprofiteur von Guantánamo gewesen. Denn mehr als die USA sei es ein Primärziel von Islamisten. Es stehe ausser Frage, dass Guantánamo Europa sicherer gemacht habe, indem eine Vielzahl der schlimmsten Terroristen aus dem Verkehr gezogen worden seien. Dafür sollten die europäischen Staaten nun einen Preis zahlen.

Ob diese Argumente die Schweizer Bevölkerung überzeugen, ist höchst ungewiss. Die Obama-Regierung steht vor einer schwierigen Aufgabe. Sie muss belegen, dass die zur Freilassung bestimmten Insassen nach allen ermesslichen Kriterien ungefährlich sind. Dafür sind weitere Abklärungen nötig. Ausserdem muss der US-Präsident plausibel erklären, warum angeblich bedenkenlose Gefangene in Europa aufgenommen werden sollen, während sie in den USA unerwünscht sind.

Im Internet

Alle im Text zitierten Studien und Analysen auf: www.weltwoche.ch/guantanamo.

Optima Das Abo, das sich Ihrem Leben anpasst



1.–

Nokia 6210 Navigator

Optima 30/12 Monate
30 Min./Monat inklusive

Ohne Preisplan 499.–

HSDPA GPS

CHF 50.–
online sparen
orange.ch/shop



1.–

Nokia 6600 slide

Optima 30/24 Monate
30 Min./Monat inklusive

Ohne Preisplan 399.–

HSDPA

Preis inkl. MwSt. Angebot gültig bei Neuabschluss von Optima 30 für 24 Mt., bzw. 12 Mt (CHF 25.–/Mt.). Exkl. SIM-Karte CHF 40.–. Solange Vorrat. Weitere Informationen finden Sie auf orange.ch/optima



Alte Väter sind gefährlich

Neue Untersuchungen bringen es an den Tag: Männer über 40 Jahre haben genauso ein erhöhtes Risiko, behinderte Kinder zu zeugen, wie ältere Mütter. Nur weiss das ausser den Genetikern kaum jemand.

Von Daniela Niederberger



Kalbsleberli mit Rösti: Säuglinge kurz nach der Geburt.

Wenn eine Frau gegen die 40 geht und schwanger wird, sind alle nervös: Sie haben Angst, das Kind könnte behindert sein, unter dem Down-Syndrom leiden. Wird ein Mittvierziger Vater, oder ein über 50-Jähriger, denkt niemand was. Höchstens: Schön, dass er das auch noch erleben darf! (Oder nochmals.) Dabei hätte das werdende Elternpaar allen Grund, unruhig zu sein. Denn ältere Väter zeugen mehr behinderte Kinder als junge. Es ist eben nicht so, wie die meisten Leute denken, dass nur die Eier der Frau altern, die Spermien des Mannes aber, dank steter Neuproduktion, frisch und gut bleiben. Die genetische Qualität der Spermien verschlechtert sich mit jedem Lebensjahr, wie Forscher des Lawrence Livermore National Laboratory in Kalifornien herausgefunden haben. Der Samen älterer Männer weist häufiger eine fehlerhafte DNA auf, es kommt zu Gen-Neumutationen oder Chromosomenveränderungen. Bei jeder zweiten Neumutation eines dominanten Erbleidens ist der Vater 40 Jahre alt oder älter, sagt Professor Albert Schinzel vom Institut für Medizinische Genetik der Universität Zürich. «Das ist sehr signifikant.»

Wartet ein Mann mit dem Vaterwerden, dann riskiert er, dass seine Frau Mühe hat, schwanger zu werden, und dass es zu Fehlgeburten kommt. Oder dass das Kind behindert ist. Die erwähnte Studie zeigte, dass sich mit zunehmendem Alter des Vaters vor allem das Risiko einer bestimmten Genmutation vergrösserte, die zu Zwergwuchs führt. Kinder, die damit geboren werden, haben kurze Arme und Beine und werden später nicht grösser als 1,20 bis 1,30 Meter. «Sehr häufig haben solche Kinder gesunde Eltern», sagt Roland Spiegel, ärztlicher Leiter von Genetica, einem privaten humangenetischen Labor in Zürich. «Und häufig ist der Vater über 40 oder 45 Jahre alt.» Der Nachwuchs betagter Väter ist ausserdem stärker gefährdet, unter dem Apert-Syndrom zu leiden, bei dem das Gesicht entstellt ist und die Finger und Zehen verwachsen sind.

Störanfällig im Alter

Je mehr zu dem Thema geforscht wird, umso beunruhigender die Befunde. Eine der jüngsten Studien – 2008 in der renommierten medizinischen Universität Karolinska Institutet in Stockholm erstellt – fand einen Zusammenhang zwischen manisch-depressiven Erkrankungen und dem Alter der Väter. Die Kinder von Vätern über 55 Jahre hatten ein 1,37-mal höheres Risiko, an einer sogenannten bipolaren Störung zu erkranken, als Kinder, deren Väter bei der Zeugung zwischen 20 und 24 Jahre alt waren.

Das Autismus-Risiko steigt ebenfalls. Bei Kindern mit über 40-jährigen Vätern kommt Autismus 6-mal häufiger vor als bei Vätern unter 30. Dies stellten Forscher der Mount Sinai School of Medicine in New York fest (2006). Sie analysierten Daten von über 300 000

Jugendlichen aus Israel. Dabei zogen sie Rekrutierungsdaten der Armee zu Rate.

Eine frühere Studie hatte bereits von einem höheren Schizophrenie-Risiko berichtet. Forscherinnen der New York University und der Columbia University fanden 2001 heraus, dass Kinder von Männern zwischen 45 und 50 doppelt so oft an Schizophrenie erkranken wie der Nachwuchs von unter 25-jährigen Vätern.

Warum kommt es zu diesen Störungen und Behinderungen? Die Erklärung ist immer dieselbe: Spermien müssen dauernd neu produziert werden, und zwar in Unmengen. In den Hoden finden sich Zellen, aus denen sich die Spermien bilden. Um die Versorgung aufrechtzuerhalten, müssen sie sich fortlaufend teilen. «Dort liegt eine Fehlerquelle», sagt Roland Spiegel von Genetica. Dabei wird jedes Gen vom Vorläufer-Gen abgeschrieben. Der Lese- und Schreibapparat wird mit zunehmendem Alter störungsanfällig. Beim wiederholten Ablesen und Schreiben kann es zu kleinsten Veränderungen des Erbguts kommen, sogenannten Punktmutationen. Die meisten Mutationen spielen keine Rolle für die Entwicklung der Kinder. Auf bestimmten Genen können sie aber üble Folgen haben, wie oben gesehen. Bei einem 20-jährigen Mann haben sich die Zellen, aus denen Spermien hervorgehen, etwa 200-mal geteilt. Die Spermien eines 40-jährigen haben bereits 600 Teilungen hinter sich. Das Risiko, dass dabei etwas schiefgelaufen ist, hat zugenommen.

Bei der Frau ist alles anders. Bereits bei der Geburt sind die Eizellen angelegt. Sie werden in den Ovarien, den Eierstöcken, aufbewahrt. Dort warten sie auf ihren Einsatz bzw. auf die Befruchtung. Die Eier werden wahrscheinlich nicht mit dem Alter geschädigt, sagt Professor Schinzel. Ein allfälliger Fehler ist von Beginn weg angelegt. Warum steigt aber bei der Frau das Risiko, ein behindertes Kind zu gebären, mit dem Alter? Darüber gibt es nur Spekulationen. Eine geht dahin, dass der Körper über einen unbewussten Mechanismus verfügt, der erst die guten Eizellen und dann die schlechten reifen lässt. Es kann auch sein, dass der Körper einer jüngeren Frau eine befruchtete Eizelle, die fehlerhaft ist, selber abtreibt mittels Spontanabort. Vielleicht erkennt der Körper einer 40-jährigen diese nicht mehr als geschädigt und ist bereit, das Kind auszutragen.

Oder wäre. Eigentlich gäbe es heutzutage rund ein Drittel mehr Kinder mit Trisomie 21 als vor 20 Jahren. Weil die Mütter älter werden. Da aber alle wissen, dass Frauen ab 35 Jahren ein gesteigertes Risiko haben, ein solches Kind zu gebären, machen die meisten spezielle Tests. Im Fruchtwasser lässt sich diese Chromosomenstörung nachweisen. Viele entscheiden sich dazu, ein behindertes Kind abzutreiben. Deshalb ist die tatsächliche Zahl von Kindern mit Down-Syndrom gleich geblieben.

In Panik verfallen müssen mittelalterliche Eltern deswegen nicht. Das Risiko eines über 40-jährigen Mannes, ein behindertes Kind zu zeugen, liegt bei 1 bis 2 Prozent, wie Professor Schinzel sagt. Ähnlich tief ist das Risiko einer 40-jährigen, ein Kind mit Trisomie 21 zu gebären. Tests, mit denen sich allfällige Genmutationen in den Spermien nachweisen liessen, gibt es aber nicht; sie wären viel zu aufwendig. Bei x Millionen Spermien in einem Ejakulat könnte man vielleicht deren 100 untersuchen. Das wäre eine zu kleine Basis und ergäbe eine schlechte Statistik, sagt Dr. Spiegel. Vielleicht wäre ja genau das Spermium, das den Wettlauf zur Eizelle gewänne, kerngesund. Ausserdem gibt es Tausende von Genen. Wo beginnen mit Untersuchen? Was ein Paar tun kann, wenn der Mann über 40 ist: beim Frauenarzt eine sorgfältigere Ultraschalluntersuchung verlangen. Gewisse Missbildungen lassen sich von Auge erkennen.

Fitnessprogramm für Spermien

Unter Genetikern ist das Risiko älterer Väter wohl bekannt. In der Bevölkerung und selbst unter Ärzten noch kaum. Roland Spiegel sagt, die Frauenärzte müssten eigentlich, wenn eine Frau wiederholt Fehlgeburten hat, nach dem Alter des Mannes fragen, statt nur die Frau zu untersuchen. Er sieht in seiner Beratung immer häufiger «ältere Herren», wie er sagt. Oder generell ältere Paare, die seinen Rat suchen nach mehreren erfolglosen Versuchen, schwanger zu werden. «Es ist ein gesellschaftliches Problem», sagt er. Es gibt mehr Scheidungen und mehr Männer, die in der Lebensmitte nochmals eine Familie gründen wollen. Doch während mittlerweile die Thematik «alte Mutter» wohl bekannt ist, gibt es die Indikation «alter Vater» noch nicht. Obwohl sich die Zahl der Männer, die mit über 50 Jahren noch oder nochmals Vater werden, in den letzten 30 Jahren in der Schweiz verdreifacht hat.

Ganz tatenlos müssen Männer die schlechte Alterung ihrer Spermien nicht hinnehmen. Man kann möglicherweise etwas tun, damit sie gesund und fit bleiben: sich gesund ernähren. Eine Forscherin der Universität von Kalifornien in Berkeley fand kürzlich heraus, dass Männer, die wenig Folsäure zu sich nehmen, mehr Spermien mit Chromosomenfehler haben. Es ist nach Angaben der Autorin die erste Untersuchung dieser Art, und man sollte bei ihrer Interpretation zurückhaltend sein. Schwangere Frauen wissen um die Bedeutung von Folsäure. Ein Mangel im Körper der Mutter kann beim Neugeborenen zu Neuralrohrdefekten wie Spina bifida (offener Rücken) führen. Folsäure ist enthalten in Vollkornprodukten, grünem Blattgemüse, Rindfleisch, Karotten und vor allem in Kalbs- und Hühnerleber. Also, liebe Männer: Esst Salat. Oder ansonsten: Kalbsleberli mit Rösti. Das ist ja nicht übel. ○

Verbrechen ohne Sühne

Vor 39 Jahren brachten palästinensische Terroristen Swissair-Kurs 330 bei Würenlingen zum Absturz. 47 Menschen fanden den Tod, das Verbrechen ist unverjährbar. Die Täter sind bekannt, einer lebt noch auf freiem Fuss. Die Schweiz hat nie etwas unternommen, den Mann zu fassen. *Von Walter Senn*



Opfer des palästinensischen Bombenterrors: Witwe Doris Bosshard-Kuhn.

Vor einem schlichten Block aus gelbbraunem Jurakalk im Wald zwischen der Aare und dem Aargauer Dorf Würenlingen steht eine grosse schlanke Dame mit schlohweissem Haar, die Hände gefaltet. Ihr Blick verliert sich irgendwo im Geäst der Erinnerungen. Feuchter Nebel verfängt sich zwischen den Bäumen und perlt in feinen Tropfen zu Boden. Es ist kalt wie an jenem 21. Februar 1970, als die Schweiz erstmals vom palästinensischen Bombenterror heimgesucht wurde.

Die Dame ist 95 Jahre alt, heisst Doris Bosshard-Kuhn und reist seither jedes Jahr in den Wald von Würenlingen. In der Convair «Coronado», die arabische Terroristen hier zum Absturz gebracht hatten, starb ihr erster Mann, Swissair-Flugkapitän Hans Kuhn. Er war als Passagier für einen Uno-Einsatz in Israel unterwegs. Wo die explodierende Maschine eine Schneise in den Wald geschlagen hatte, pflanz-

te Forstmeister Othmar Bächli 47 Sequoia-Bäume. Einer davon steht für Kapitän Kuhn.

Doch die Witwe reist nicht nur wegen des Andenkens an ihn an die Stelle des Unglücks. Was hier geschah, war ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit, das niemals verjährt. Die Urheber sind bekannt. Doch sie wurden nie zur Rechenschaft gezogen. Die 47 Menschen, die bei tausend Grad Hitze im brennenden Kerosin und berstenden Aluminium verglühten, liessen die Justiz offenbar bis heute kalt.

Der Auftraggeber, Dr. George Habasch, einst Arzt am Zürcher Kinderspital und Chef der Terrororganisation Popular Front for the Liberation of Palestine (PFLP), starb 2008 an einem Herzinfarkt. Doch mindestens einer der Bombenleger lebt noch, völlig unbehelligt, mutmasslich in Jordanien: Badawi Mousa Jawher, geboren 1938, letzte bekannte Wohnadresse King Talat Street, Amman.

Vielleicht hätte Doris Bosshard-Kuhn irgendeinmal abschliessen können, wenn man wenigstens den Versuch unternommen hätte, die Mörder der Gerechtigkeit zuzuführen. Doch es gab nie eine Anklage, nie einen Prozess. Die offizielle Schweiz zeigte von Anfang an ein demonstratives Desinteresse an der Strafverfolgung. Und was an Akten vorliegt, wurde sorgfältig unter Verschluss gehalten.

Der Swissair-Linienflug 330 nach Tel Aviv startet an jenem Samstag um 13.14 Uhr in Zürich-Kloten mit 9 Besatzungsmitgliedern sowie 38 Passagieren und fliegt via Bremgarten-Ägerisee in Richtung Süden. Sieben Minuten nach dem Start über Sattel-Hochstuckli meldet die Besatzung auf 4300 Meter Höhe Probleme mit dem Kabinendruck. Flugkapitän Karl Berlinger beschliesst die Rückkehr nach Zürich. Die Besatzung vermutet eine Explosion im Frachtraum.

Die folgenden Minuten des Horrors sind auf Band aufgezeichnet. Ab 13.26 Uhr melden die Piloten mehrmals ein Feuer an Bord und verlangen einen vom Boden aus kontrollierten Radaranflug: «This is an emergency – we have fire on board and request immediate landing – our navigation is not OK – we request police investigation.» Die Piloten versuchen im Sinkflug auf die Anflugschneise für die Piste 16 einzudrehen, haben aber wegen des Rauchs keine Sicht mehr auf die Instrumente. Sie verlieren die Orientierung, fliegen zu weit westlich und zu tief. Über Baden fordert sie der Controller auf, nach rechts zu fliegen. Es folgt ein eindringlicher Ruf von Captain Berlinger: «Emergency! We have smoke on board. I can't see anything.» Um 13.33 Uhr folgt Captain Berlingers letzter Funkspruch: «We are crashing – goodbye everybody – goodbye everybody.»

Wenige Sekunden später erlischt das Echo von SR 330 von der Radarkonsole. Über Kleindöttingen-Beznau dreht sich die «Coronado» um die Längs- und Hochachse, geht in einer steilen Linkskurve in den Sturzflug über und rast mit 770 Stundenkilometern in den Wald. Im Feuerball von dreissig Tonnen Kerosin wer-



«Goodbye everybody»: gefundene Wrackteile.

den Mensch und Maschine derart verstümmelt, dass an eine spätere Identifizierung der Opfer nicht mehr zu denken ist.

Am selben Tag explodiert im Frachtraum einer «Caravelle» der Austrian Airlines (AUA) eine Bombe der gleichen Machart. Die AUA aber hat Glück, kann mit einem Loch im Rumpf notlanden. Noch am gleichen Abend übernimmt in Amman die PFLP die Verantwortung für beide Attentate.

Das eidgenössische Büro für Flugunfalluntersuchungen, der wissenschaftliche Dienst

der Stadtpolizei Zürich und das deutsche Bundeskriminalamt (BKA) in Wiesbaden reagierten rasch und professionell. Schon bald stand fest, dass beide Bomben durch einen Höhenmesser der Marke «Altimeter 50» gezündet wurden. Der in der Swissair-Maschine detonierte Sprengkörper wurde in einer Paketsendung auf dem Postamt München 2 aufgegeben und war an einen «Hamid» mit inexistenter Adresse in Jerusalem adressiert.

Bereits am 1. Dezember 1970 hatte das BKA die Haupttäter zweifelsfrei identifiziert: Sufian Radi Kaddoumi und Badawi Mousa Jawher, zwei jordanische Staatsangehörige. Die beiden hatten Deutschland zwar am Vortag der Explosionen verlassen. Immerhin gelang es dem BKA Ende Februar 1970, zwei mutmassliche Mittäter festzunehmen: Yaser Qasem und Issa Abdalla Abu-Toboul. Die beiden sind allerdings bald wieder auf freiem Fuss. Von da an lief so gut wie nichts mehr.

Die Ermittlungen ergaben, dass die Sprengstoffpakete der israelischen Fluggesellschaft El Al gegolten hatten. Den Tätern war offenbar entgangen, dass an Samstagen die El-Al-Fracht nach Tel Aviv über Zürich und Wien umgeleitet wurde. Dank anderen Druckverhältnissen reagierte der Höhenmesser-Zünder nicht schon beim Flug von Deutschland in die Schweiz.

Am 20. März 1970 verlangte Bundesanwalt Hans Walder von der Kantonspolizei Zürich Vorgaben zur Befragung von Sufian Kaddoumi in Jordanien auf dem Weg der Rechtshilfe. Die Kapo Zürich überwies dieses Gesuch der Bezirksanwaltschaft Bülach. Dort stellte Untersuchungsrichter Claude Baumann den Fragenkatalog zusammen und sandte ihn via Zürcher Staatsanwaltschaft an Bundesanwalt Walder. Dieser übergab die Fragen einem gewissen «Minister Gelzer» vom Eidgenössischen Politischen Departement. Dann verliert sich die Spur.

Den Schlussbericht vom 1. Dezember 1970 unter dem Aktenzeichen «Würenlingen PI/RB/3» der Kapo Zürich legte der spätere Bezirksanwalt von Bülach Robert Akeret Ende Dezember 1970 in Bern persönlich in die Hände von Bundesanwalt Hans Walder. Verbrechen dieser Art unterliegen der Bundeshoheit. Sie entscheidet über die Strafverfolgung. Robert Akeret hatte erwartet, dass der Bund die Strafverfolgung an die Bezirksanwaltschaft Bülach delegieren werde, die den Fall auch untersucht hatte. Doch nichts geschah.

Hier nahm der Skandal unter der Ägide von Bundespräsident Hans Peter Tschudi seinen Anfang. Die Kommunikation zwischen Bundesbehörden und Untersuchungsorganen brach vollständig ab. Robert Akeret erinnert sich: «Wir hörten nie mehr etwas von einer Strafverfolgung. Mich beschlich ein seltsames Gefühl. Alle an der akribischen Untersuchung Beteiligten wurden über den Verbleib der Akten im Dunkeln gelassen. In Bern breitete man einen Mantel des Schweigens aus.»

Wie war es aber möglich, dass in unserem Rechtsstaat eine Mordtat in 47 Fällen nicht geahndet, ja ganz offensichtlich unter den Teppich gekehrt wurde? Die Mauer des Schweigens war trotz hartnäckiger Rückfragen bei damals beteiligten Bundesräten und bei der Bundesanwaltschaft nicht zu durchbrechen. Niemand wollte sich erinnern, wer die Anweisung gegeben hatte, die Akte «Würenlingen» zu vergraben. Der Bundesrat hat den Angehörigen der Opfer und der Öffentlichkeit allerdings auch nie eine Einstellung des Verfahrens kommuniziert.

Vorstoss nach bald vierzig Jahren

1994 kam letztmals Bewegung in die Affäre. Der Autor befragte die Bundesanwaltschaft nach dem Stand des Verfahrens. Diese beauftragte die Bundespolizei, die Akten anzufordern, die plötzlich beim Sonderbeauftragten für Staatsschutzakten aufgetaucht waren. Aber dieser verweigerte die Herausgabe. Da wurde der Rechtsdienst der Bundesanwaltschaft eingeschaltet. Bundesanwältin Carla Del Ponte verlangte die Akten ultimativ.

Klar ist lediglich, dass es sich beim Attentat von Würenlingen im Sinne von Artikel 75^{bis} des Strafgesetzbuches um eine unverjährbare Strafsache handelt. Gestützt auf diese Rechtslage, nahm die Bundesanwaltschaft am 24. März 1995 die Ermittlungen wegen mehrfachen Mordes und Sprengstoffdelikten wieder auf und erliess gegen die mutmasslichen Täter nationalen und internationalen Haftbefehl. Seither ist nichts mehr geschehen. Und trotzdem: Die Bundesanwaltschaft mag nicht einmal bekanntgeben, ob die Schweiz je ein offizielles Auslieferungsbegehren für die bekannten Täter Kaddoumi und Jawher gestellt hatte. Bis zur Drucklegung dieses Reports fühlte sich die Bundesanwaltschaft ausserstande, zum Fall «Würenlingen» Stellung zu beziehen.

Immerhin tut sich nun wieder etwas. Nationalrat Toni Bortoluzzi (SVP) fordert die juristische Fortsetzung, damit der Fall «Würenlingen» im menschlichen Anstand gegenüber den Opfern endlich korrekt abgeschlossen werden kann. Der Zürcher Volksvertreter wird in der kommenden Frühjahrssession der eidgenössischen Räte einen Vorstoss einreichen. Damit bald vierzig Jahre nach dem 47fachen Mord wenn auch nicht Gerechtigkeit, so zumindest Klarheit geschaffen wird.

Würenlingen war allerdings nicht der einzige Terrorfall aus jenen Jahren, bei dem Justiz und Regierung ein augenfälliges Desinteresse an der Strafverfolgung zeigten.

Walter Senn berichtete im Februar 1970 als Reporter für Radio Zürich über den Absturz bei Würenlingen und verfolgt seither die juristische Verschleppung dieser Mordtat.

Lesen Sie in der nächsten Ausgabe der *Weltwoche*, wie in Zürich El-Al-Attentäter verurteilt und wenig später wieder freigesprochen wurden.

Cervelats aus dem Reagenzglas

Nie mehr Tiere töten für ein saftiges Steak. Holländische Forscher arbeiten am Fleisch der Zukunft. Im Bioreaktor aus Zellkulturen herangewachsen, wird es ethisch unbedenklich sein und die Umwelt nicht schädigen. Ortstermin bei den Fleischzüchtern. *Von Till Hein und Miroslav Barták (Illustration)*

Universität Utrecht, Gebäude 104. Ein langgezogener Klotz, gleich neben der Klinik für Veterinärmedizin. Hier arbeitet der Fleischmacher Bernard Roelen. Manche Leute halten das, was er treibt, für pervers. Andere glauben, dass Biotechnologen wie er die Welt retten werden. Der Forscher selbst ist angenehm unaufgeregt. «Nichts gegen die traditionelle Landwirtschaft», sagt er und schlüpft in seinen Laborkittel. «Aber Fleisch in Tieren heranwachsen zu lassen, ist unvernünftig und veraltet.»

Hat er Erfolg, wird es bald Steaks und Cervelats aus der Petrischale geben, im Bioreaktor aus Zellkulturen herangewachsen. Ohne dass Tiere dafür sterben müssen. Was ihm vorschwebt, ist eine Revolution. Tissue-Engineering heisst das Forschungsgebiet: die Züchtung von Gewebe im Reagenzglas. Anfangs ging es dabei um Humanorgane für Transplantationen. Doch der Gedanke, aus tierischen Zellen Würste und Fleischstücke heranreifen zu lassen, lag auf der Hand.

Die Niederlande gehören beim Tissue-Engineering zur Weltspitze: Haut, Knochen, Nervenzellen, Herzgewebe für Humantransplantationen wachsen hier. Nun will man auch in der Fleischsparte den Durchbruch schaffen. Mit drei Millionen Franken unterstützt das Wirtschaftsministerium ein Forschungsprojekt an Universitäten in Utrecht, Amsterdam und Eindhoven. Die fleischverarbeitende Industrie trägt weitere 3,5 Millionen bei.

Spendertiere auf dem Bauernhof

Drei Teams entwickeln das Fleisch der Zukunft: Die Utrechter Gruppe um Bernard Roelen experimentiert mit verschiedenen Stammzellen, die in kurzer Zeit möglichst viele Tochterzellen bilden sollen; ein Team unter der Leitung des Mikrobiologen Klaas Hellingwerf sucht in Amsterdam nach der perfekten Nährflüssigkeit. Und Forscher um den Biomediziner Mark Post versuchen in Eindhoven die Zellkulturen elektrisch zu stimulieren, damit sie möglichst schnell wachsen.

Der Weg zu Roelens Labor in Utrecht führt an der Uni-Mensa vorbei. Ob hier bald erste Retortensteaks serviert werden? Roelen lächelt: «Ein bisschen wird es noch dauern.» Ein Stockwerk höher öffnet er die Tür zu seinem Reich: DNA-Analysegeräte, Mikroskope, Saugapparaturen stehen auf Labortischen. Roelen streift sich Handschuhe über und hebt den Deckel eines Stahlanks. Dampf steigt auf. In flüssigem Stickstoff, auf minus 196 Grad gekühlt, lagern hier Zellproben von Rind, Schwein und

Pferd – Rohstoffe seiner Experimente. Mit feinen Nadeln wurden sie Spendertieren auf Bauernhöfen entnommen. «Nicht schmerzhafter als ein Mückenstich», sagt Roelen.

Fleisch besteht in erster Linie aus Muskelgewebe. Für Geschmack und Textur müssen die Biotechnologen aber auch Fett- und Bindegewebe züchten. Die besten Erfahrungen hat Roelen mit adulten Stammzellen als Ausgangssubstanz gemacht. Die sind im Organismus etwa dafür zuständig, dass Wunden verheilen. Das Prinzip der Fleischmacherei ist simpel: Mit einer Pipette geben Roelen und seine Kollegen einige Stammzellen in flaschenförmige Kunststoffbehälter. Da schwimmen sie in einer Nährlösung aus Wasser, Zucker, Vitaminen und Aminosäuren, wachsen über Tage und Wochen zu Muskelzellen und -fasern heran. Noch spielt sich das im Zentimeterbereich ab. Eines Tages jedoch werde Retortenfleisch in Containern reifen, sagt der Professor.

Ganz klar, die klassische Methode der Fleischherstellung hat Nachteile: Umweltexperten haben errechnet, dass die Tierhaltung das Klima auf der Erde stärker belastet als die Abgase aller Lastwagen, Autos und Flugzeuge zusammen. Darüber hinaus bedeuten zwanzig Milliarden Nutztiere eine gigantische Kalorienvernichtung: Rinder und Schweine müssen sieben Kilogramm pflanzliche Proteine fressen, um ein Kilogramm Fleisch zu produzieren. Aber die Menschheit will nicht auf Fleisch verzichten. Im vergangenen Jahr gab die Weltbevölkerung mehr als 430 Milliarden US-Dollar für tierische Produkte aus. In den USA werden pro Stunde eine Million Hühner getötet. Der Schweizer Durchschnittsbürger verschlingt im Lauf seines Lebens etwa zwanzig Schweine. Tendenz steigend. Nach Hochrechnungen der Welternährungsorganisation FAO wird sich der globale Fleischkonsum bis zum Jahr 2050 verdoppeln – trotz Hormonen und Antibiotika im Tierfutter, Maul- und Klauenseuche, Schweinepest und Rinderwahn.

Wenn Roelen und Kollegen Erfolg haben, könnte auch das Leid der Nutztiere Geschichte sein. Rinder, Schweine, Hühner werde es zwar weiterhin geben, versichern die Fleischmacher, aber in viel geringerer Zahl. Statt sich in Massentställen gegenseitig auf den Hufen und Krallen herumzusteigen, hätten die Nutztiere allen Platz der Welt. Niemand müsste mehr aus ethischen Gründen Vegetarier sein.

Bisher werden allerdings erst hauchzarte Zellschichten im Bioreaktor gezüchtet. Viel

dünnere als Bündnerfleisch. Das Problem liegt in der Versorgung der Zellen mit Sauerstoff und Nahrung. Bei dickeren Gewebestücken, aus mehreren Schichten von Zellkulturen, bräuchte man Blutgefässe zum Transport der Nährstoffe. «Die untenliegenden Zellen sterben sonst schnell ab.» Immerhin: Forschern vom Massachusetts Institute of Technology ist es kürzlich gelungen, Skelettmuskelgewebe zu züchten, das in der Petrischale seine eigenen Blutgefässe ausbildet. Als die Forscher es in Mäuse pflanzten, dockten die im Labor gewachsenen Blutbahnen prompt an die Blutgefässe im Körper der Maus an – und versorgten das implantierte Gewebe mit Nährstoffen.

Die technischen Hürden werden sich meistern lassen, sind Fachleute überzeugt. Doch die Revolution der Fleischherstellung könnte am Kaufverhalten der Konsumenten scheitern. Viele Menschen denken bei Retortenfleisch nämlich eher an Dr. Frankenstein als an ein gluschtiges Znacht. In einer repräsentativen Studie der EU-Kommission lehnten mehr als die Hälfte der befragten Personen Fleisch aus dem Brutkasten ab; nur sechs Prozent äusserten gar keine Bedenken.

«Die meisten Leute essen doch auch gerne Käse», wundert sich Roelen. Beim Käsen spielen unzählige chemische Reaktionen eine Rolle, und das Produkt muss vor dem Verzehr reifen – genau wie Fleisch aus dem Labor. «Zu Fleisch haben viele Menschen ein seltsames Verhältnis», so der Wissenschaftler. «Sie machen einen Familienausflug in den Streichelzoo – und anschliessend essen sie bei McDonald's tote Tiere.»

Fischstäbchen und Nuggets lassen schon heute vom eigentlichen Tier nichts mehr erkennen.

Doch bei Kunstfleisch kommen ethische Bedenken hoch: verkehrte Welt! Und mal ehrlich, sagt Roelen: Hamburger, Fischstäbchen, Nuggets lassen doch schon heute vom eigentlichen Tier nichts mehr erkennen. Er und seine Kollegen seien lediglich dabei, die Produktion tierischer Produkte «noch etwas zu optimieren».

Nun wollen die Biotechnologen auch den Normalbürger überzeugen: Ihr Kunstfleisch werde gesünder als klassisches Fleisch sein, lautet ein Hauptargument. Traditionell erzeugtes Fleisch zum Beispiel ist in der Regel reich an Omega-6-Fettsäuren, die den Cholesterinspiegel erhöhen. Beim Laborfleisch könnte man sie



«Zu Fleisch haben viele Menschen ein seltsames Verhältnis.»

durch besser verträgliche Omega-3-Fettsäuren ersetzen. Derzeit wäre der Verzehr von Cervelats aus dem Labor aber noch nicht ratsam. Die knallrote Nährflüssigkeit, in der die Stammzellen in Bernard Roelens Utrechter Labor heranwachsen, besteht unter anderem aus fötalem Kälberserum. Diese Flüssigkeit wird aus dem Blut ungeborener Kälber gewonnen, worin – allen Tests zum Trotz – Prionen enthalten sein können, die BSE auslösen.

Roelens Kollege Klaas Hellingwerf, Biochemiker an der Universität Amsterdam, sucht nach einer Alternative zum Kälberblut. Einen interessanten Kandidaten hat er bereits ausgemacht: «die grüne Alge». Die braucht ausschliesslich CO₂ und Licht, um zu wachsen. Auch aus ökonomischer Sicht ein Riesenvorteil. Hellingwerf glaubt an den baldigen Durchbruch beim Laborfleisch. Und er weiss, wie die Landwirtschaft der Zukunft aussieht. «Die Bauern brauchen sich keine Sorgen zu machen.» Statt Schweine, Hühner oder Rinder zu mästen, könnten sie in riesigen Wasserbecken Algen anpflanzen – als Grundlage der künftigen Nährflüssigkeit für die Fleischzucht im Labor.

Retortenfleisch gekostet hat Hellingwerf bisher nicht. Auf einer Ausstellung in Südfrankreich hatte ein Team aus Australien bereits vor fünf Jahren winzige, aus Stammzellen gewach-

sene Froschfleisch-Plätzli serviert, erzählt er. Den Testpersonen habe die ungewohnte Kost gemundet.

Um wirtschaftlich konkurrenzfähig zu sein, dauert das Zellwachstum im Brutkasten noch zu lange. Ein einziger Hamburger aus In-vitro-Hackfleisch würde derzeit über tausend Franken kosten. Hellingwerf, Roelen und ihre Kollegen hoffen auf die Massenproduktion. Dann, so glauben sie, werden die Preise nicht mehr höher sein als bei konventionellem Fleisch.

Hackfleisch ist der nächste Schritt

Ein entscheidender Faktor ist dabei, ob Mark Post und sein Team Erfolg haben. Der Biomediziner von der Universität Eindhoven will die Zellkulturen im Brutkasten durch leichte Elektroschocks dick und fett machen. Die Zellkulturen aus dem Brutkasten seien noch zu «atrophisch», sagt er. Zu schlapp. Post hat sich aufs Zell-Bodybuilding spezialisiert. «Sie können sich das wie bei einem Gipsbein vorstellen», erklärt er. Die ruhiggestellte Muskulatur im Gips verkümmere schnell. Durch Training stärke man sie wieder. Bei den Zellkulturen im Bioreaktor sei das ähnlich. Durch die Stimulation mit Hilfe winziger Elektroden regt der Forscher sie zur Bewegung an – und beschleunigt dadurch ihr Wachstum.

Gute Erfahrungen hat Post auch mit dem Belly-Dancer (Bauchtänzer) gemacht, einer gemächlich pendelnden Vorrichtung im Bioreaktor. Sie schaukelt die Zellkulturen bei 37,5 Grad wie in einer Wiege und bringt sie so zum Wachsen.

Die Textur eines richtigen Steaks erreiche er trotz dieser Tricks noch nicht, sagt Post. Eine Art Hackfleisch sei wohl der nächste Schritt. «Man könnte das Zellgewebe dann rollen.» Bereits in knapp zehn Jahren werde erstes Laborfleisch in den Supermärkten zu kaufen sein, prophezeit Post. «Aus wissenschaftlicher Sicht sind die Schwierigkeiten zu 95 Prozent gelöst.»

Die Skepsis der Konsumenten macht Mark Post keine grossen Sorgen: «Das ist eine Frage des Marketings», sagt er. Man müsse den Leuten bewusst machen, dass sie beim Retortenfleisch «ein ethisch produziertes Produkt essen». Regelmässig veranstalten er und seine Kollegen Treffen mit Umwelt- und Tierschutzorganisationen. Die Forscher hoffen, dass diese sie bei der «Aufklärung der Konsumenten» unterstützen. Eine ungewohnte Allianz: Biotechnologen und Ökos. Doch das Bündnis scheint zu funktionieren: Die Tierschutzorganisation PETA jedenfalls hat im letzten April eine Million US-Dollar als Preisgeld ausgeschrieben für die Entwicklung von kommerziell konkurrenzfähigem Fleisch aus dem Labor bis ins Jahr 2012. ○

Vom Traum zum Alptraum

Urs Hans von Aesch wollte in Spanien ein Leben im Einklang mit der Natur verwirklichen. Sein grösster Wunsch wurde zum Alptraum, der mit dem Tod der fünfjährigen Ylenia Lenhard endete. Teil 2 der Geschichte über das Wirken eines mutmasslichen Kindermörders. *Von Peter Holenstein*

Die 1990 in Benimantell gekaufte Finca schien dem fünfzigjährigen Urs Hans von Aesch wie gemacht, um seinen Traum vom Leben im Einklang mit der Natur zu verwirklichen. Dass der umgebaute ehemalige Eselstall nur über drei kleine Zimmer verfügte, die Toilette nicht grösser war als die in einem Flugzeug und unter freiem Himmel geduscht werden musste, störte ihn nicht. Hauptsache war, dass seine umfangreiche Büchersammlung mit den Werken der grossen Dichter und Denker Platz fand.

Die von Aesch machten schon bald Bekanntschaft mit anderen Ehepaaren, vorwiegend AHV-Bezügern, die, angelockt von den vorteilhaften Hauspreisen und Lebenskosten, ihr Rentnerdasein an der Costa Blanca verbrachten. Vielen diente die Gegend mehr als Schönwetterkulisse: Die Sprache war ihnen so fremd wie das Land, und davon, dass sie ihre Mentalität der Wahlheimat angepasst hätten, konnte kaum die Rede sein. «In der Schweiz frassen sie Sägespäne, und hier wollen sie Bretter scheissen», pflegte von Aesch zu sagen.

«Urs provozierte gerne und trieb alles ins Extreme», sagt seine Frau Vreni. Das galt auch für seine vielen Briefwechsel, in denen er seine marode Weltanschauung mit bissigen Zitaten oder zynischen Aphorismen schmückte. Seine bizarre Überzeugung, wonach «es jedermanns Verpflichtung sein sollte, auszusterben», schrieb er mit dem Hinweis, dass schon Flaubert geschrieben habe, «die Menschheit sei nichts anderes als eine Anhäufung von blödsinnigen und stumpfsinnigen Kreaturen». «Und da», fügte er hinzu, «soll man auch noch dankbar sein, wenn man ungefragt auf diese Welt geschissen wird. Wir leben nur, weil wir die Kraft nicht aufbringen, Schluss zu machen.»

Diese Kraft sprach er auch seiner betagten Mutter ab, die in der Schweiz in einem Altersheim wohnte und von ihrer Tochter Marlies* liebevoll umsorgt wurde. Kaltherzig forderte er seine Schwester Ende Februar 1992 auf, sich an die Freitodorganisation Exit zu wenden: «Die Fütterungspflege unserer Mutter scheint dich zu überfordern», schrieb er ihr. «Sie ist so geschwächt, dass sie nicht einmal den Wunsch zum Sterben äussern kann, geschweige denn durch eigene Kraft ihrer Hölle entfliehen könnte. Lass sie den Frieden finden, alles andere ist sentimentale Gefühlsduselei.»

Das Finca-Leben von Aesch stand unter keinem guten Stern. Die siebzig Hühner, die er sich angeschafft hatte, wurden von wildernden Hunden getötet, und von den unzähligen



Fundort der Leiche von Ylenia bei Oberbüren SG.

Orangen-, Kiwi- und Kirschbäumen, die er gepflanzt hatte, gingen die meisten infolge Wassermangels ein. Die Schuld am Baumsterben schob er den Spaniern zu, «die», wie er einem Freund schrieb, «den Boden mit dem Versprühen chemischer Hilfsstoffe vergiftet haben».

Tage im Dunkeln

Schon bald sah er nicht nur sein Grundstück vom Gifttod bedroht, sondern auch sich selbst. Ursache waren die Rauchschwaden einer Müllverbrennungsanlage im Nachbardorf El Castell de Guadalest, die bei Nordwind über die Finca zogen. Er protestierte beim Bürgermeister «gegen die Umweltkatastrophe ersten Ranges», verteilte den über vierhundert Familien im Tal Flugblätter, in denen er «das Menschenrecht auf saubere Luft» forderte, und brach mit den Provinzbehörden einen Disput vom Zaun, der Jahre dauerte. Selbst den obersten Spanier verschonte er nicht: «Wenn wir auch noch nicht am Körper krank sind», schrieb er König Juan Carlos, «so gilt das in psychischer Hinsicht nicht mehr mit Sicherheit. Wen dürfen wir haftbar machen, wenn wir unheilbar krank werden?» Sein Protest fand kein Gehör. «Die Bürger lassen sich nicht gegen das Problem aufhetzen», klagte er in Briefen an Bekannte in der Schweiz, «dafür haben sie noch zuviel arabische Erbfetzen im Blut.»

«Sein Streit mit den Behörden machte ihn krank», sagt Vreni von Aesch. «Immer häufiger befielen ihn Migräne-Anfälle, und wegen seiner damit verbundenen Lichtempfindlichkeit mussten die Fensterläden den ganzen Tag geschlossen bleiben.» Er begann, verschiedene rezeptpflichtige Schmerzmittel zu schlucken, auch solche, bei denen die Beipackzettel vor Nebenwirkungen wie «Veränderungen der kognitiven und sensorischen Leistungsfähigkeit wie Entscheidungsverhalten oder Wahrnehmungsstörungen» warnten, aber auch vor «Verwirrtheit und depressiven Zuständen».

Er entwickelte sonderbare Marotten: Teppiche betrat er nicht mehr barfuss, und abgelegte Kleider faltete er so pedantisch zusammen, dass es aussah, als wären sie neu gekauft. Um sich zu waschen benützte er weder Seife noch Shampoo, und wenn er sich zum Essen an den Tisch setzte, richtete er Teller, Gläser, Besteck und Serviette so akkurat aus wie Zinnsoldaten in Marschformation.

«Er machte oft einen verwirrten Eindruck, es war ihm anzusehen, wie er litt», sagt Vreni von Aesch. Bald wollte er nur noch eines: so schnell wie möglich weg von Spanien. Anfang Februar 1995 schrieb er Freunden: «Der Entschluss, dieses Dritte-Welt-Land wieder zu verlassen, steht fest. Vielleicht finden wir für unser Land einen reichen Grünen, der aussteigen will.» Doch auf sein Inserat, mit dem er in der NZZ seine Finca zum Verkauf anbot, meldete sich niemand.

Im gleichen Jahr kaufte von Aesch einen weissen Kleintransporter der Marke Renault Trafic, mit dem das Paar nach Österreich und Frankreich fuhr, um sich nach einem neuen Wohnsitz umzusehen. Als sie in einem Hotel logierten, stand er plötzlich mitten in der Nacht auf. Er halte den Modergeruch im Zimmer nicht aus, zeterte er und beschloss, im Laderaum des Autos zu schlafen. «Von diesem Zeitpunkt an», so Vreni von Aesch, «schief er bei seinen Reisen nur noch im Auto.»

Im Frühling 1996 fanden sie in Montesquieu bei Toulouse ein Haus, unterschrieben einen Kaufvertrag und pendelten fortan zwischen den beiden Wohnsitzen hin und her. Doch die Hoffnung, die Finca in Spanien verkaufen zu können, erfüllte sich nicht. Als zwei Jahre später das Geld langsam knapp wurde, verkauften sie die Liegenschaft in Frankreich wieder und kehrten nach Benimantell zurück.

«Ausser Wasser tragen, um die Pflanzen vor dem Verdursten zu retten, gibt es hier nicht viel



«Der Mann hat einen tollen Trieb, der ihn beherrscht»: Porträt von Aesch, das einige Monate vor der Tat gemacht wurde.

«Urs war ein lieber Ehemann»

Der Selbstmord ihres Ehemannes überraschte Vreni von Aesch nicht. Irgendwann habe sie resigniert.



«Damit muss ich mich abfinden»: Witwe von Aesch, 59, am Küchentisch ihres Hauses in Spanien.

Es gibt Menschen, die so viele Tränen vergossen haben, dass ihnen die Fähigkeit, weinen zu können, abhanden gekommen ist. Zum Beispiel Vreni von Aesch, die 59-jährige Witwe des mutmasslichen Mörders der fünfjährigen Ylenia. Sie sitzt am Küchentisch ihrer Finca in Benimantell und liest mit leiser Stimme einen Brief vor. Ihre Hände zittern leicht, und ein wässriger Glanz überzieht das Blau ihrer Augen. Manchmal hält sie inne und hebt den Kopf. Man sieht dann den Kropf, der an ihrem Hals gewachsen ist, wie ein Sinnbild für zu viele verschluckte Tränen.

«Sie lebten mit dem grössten Kinderschänder der Vergangenheit zusammen», schreibt der anonyme Absender. «Eine solch bestialische Ungeheuerlichkeit kann nur mit dem Tod gesühnt werden. Ob Sie während der vergangenen fünfundzwanzig Jahre nie Verdacht geschöpft haben, muss bezweifelt werden. Am liebsten hätte ich Ihnen eine Waffe geschickt, damit Sie sich so schnell wie möglich von dieser Welt verabschieden können. Zur Hölle mit Ihnen!»

«So wie diese Person denken wahrscheinlich viele», sagt Vreni von Aesch. Dann legt sie den Brief weg und streichelt die Katze, die auf ihrem Schoss Platz genommen hat. **Ahnten Sie jemals, dass Ihr Ehemann eine pädosexuelle Neigung hatte?**

Nein, und ich kann das auch heute noch nicht glauben.

Die Fakten sprechen dafür, dass er diesbezüglich ein Doppelleben führte.

Ja, das scheint der Fall gewesen zu sein. Damit muss ich mich abfinden, auch wenn es mir sehr schwerfällt.

In seinen Agenden hielt er über Jahre seine sexuellen Fantasien fest. Darunter auch pädosexuell orientierte. Hielt er diese Aufzeichnungen vor Ihnen versteckt?

Nein. Ich wusste, wo er seine Agenden aufbewahrte, und die aktuelle lag immer offen auf seinem Schreibtisch. Aber da er viele Aufzeichnungen in englischer Kurzschrift festhielt, konnte ich diese nicht lesen. Es interessierte mich auch nicht, was er sich da notiert hatte. Abgesehen davon: Kennen Sie einen Ehemann, der seiner Frau seine intimsten sexuellen Fantasien verrät?

Nein. Halten Sie es für möglich, dass er Ylenia getötet hat, weil er dem Mädchen wegen seines misanthropischen Wahns «den Leerlauf dieser Welt», wie er sich ausdrückte, «ersparen wollte»?

So grauenvoll und unfassbar diese Vorstellung ist, lässt sich das für mich nicht ausschliessen.

Wie lebte es sich mit einem Ehepartner, der dauernd mit seinem Selbstmord drohte?

Urs war ein lieber und fürsorglicher Ehemann. Als er in den letzten Jahren merkte,

wie sehr ich unter seinen Todeswünschen litt, bot er mir wiederholt die Scheidung an, doch ich wollte ihn nicht verlassen. Seine Selbstmorddrohungen waren kein Thema, über das man mit ihm sprechen konnte. Irgendwann habe ich resigniert.

Hat es Sie überrascht, dass er sich während seines Aufenthaltes in der Schweiz das Leben nahm?

Nicht unbedingt. Er sprach in den Wochen zuvor oft davon, Schluss machen zu wollen, so dass ich damit rechnen musste, egal wo er sich aufhielt. Viel unbegreiflicher war und ist für mich das furchtbare Verbrechen an Ylenia und all das, was mir erst nach seinem Tod bekannt wurde. Es ist wie ein Alptraum, der nicht enden will.

Ylenia wurde mit Nitroverdünner vergiftet, der nachweislich von ihm gekauft worden war ...

... er hat jedes Mal, wenn er in die Schweiz fuhr, eine Flasche Nitroverdünner nach Hause gebracht. Auch Gartenwerkzeug kaufte er immer in der Schweiz. Das spanische Zeug, meinte er, sei nicht zu gebrauchen. Er benutzte den Nitroverdünner, um Preisetiketten und Strichcodes von Verpackungen abzulösen, damit er diese Papierchen getrennt vom Plastik im Müll entsorgen konnte.

Wussten Sie, dass er in einem Safe bei der Thurgauer Kantonalbank einen Revolver aufbewahrte?

Ja. Er hatte diesen Revolver, für den er einen Waffenschein besass, gekauft, als wir noch in Iselisberg wohnten. Schon damals hatte er Angst vor Einbrechern und fühlte sich ständig bedroht.

Sie befanden sich am 31. Juli 2007, dem Tag, als Ylenia ums Leben kam, zu Hause in Spanien. Wie erlebten Sie diesen Tag?

Am Morgen habe ich im Garten gearbeitet, und am Nachmittag war ich bei Freunden eingeladen. Als ich gegen 18 Uhr nach Hause kam, sah ich auf dem Display des Telefonapparates, dass er mich nach 14 Uhr anrufen hatte. Da ich ihn auf seinem Handy nicht erreichen konnte, schickte ich ihm eine SMS mit den Worten «Bin in Sorge!». Doch er antwortete nicht. Kurz darauf rief mich seine Patentochter aus der Schweiz an und sagte, er habe den vereinbarten Besuch bei ihr telefonisch abgesagt und erwähnt, er wolle sich von ihr verabschieden. Da ahnte ich, dass er sich das Leben genommen hatte.

Wann erfuhren Sie vom Verbrechen an Ylenia?

Am 2. August telefonierte mir die Tochter meiner Schwester und sagte, dass in der Ostschweiz ein Kind verschwunden sei und die Polizei einen Zusammenhang mit

Urs' Selbstmord nicht ausschliesse. Daraufhin telefonierte ich mit der Polizei in St. Gallen, die mich informierte. Ich bot an, umgehend in die Schweiz zu kommen, was ich dann auch tat.

Wie wurden Sie von der Kripo behandelt?

Ich hatte zuvor noch nie mit der Polizei zu tun gehabt, und ich bin heute noch dankbar für die rücksichtsvolle Behandlung während den Befragungen.

Mussten Sie die Leiche Ihres Ehemannes identifizieren?

Nein. Man sagte mir, dass es kein schöner Anblick sei, also entschied ich, Urs so in Erinnerung zu behalten, wie ich ihn zu Lebzeiten gekannt hatte. Bei einer Befragung sah ich dann jedoch die Fotos seiner Leiche, und seitdem kann ich diese Bilder nicht mehr aus dem Gedächtnis löschen.

Gabes unter Ihren Freunden und Bekannten solche, die sich nach dem Verbrechen an Ylenia von Ihnen abgewendet haben?

Ja, die gab es. Aber es gibt auch solche, zu denen die Beziehung intensiver geworden ist, vor allem hier in Spanien. Nachbarn, die mir behilflich sind und ohne die ich oft nicht wüsste, was ich machen soll.

Beabsichtigen Sie, wieder in der Schweiz zu wohnen?

Nein. Ich fühle mich hier zu Hause. Wir waren 31 Jahre verheiratet und haben in Spanien trotz allem 17 schöne Jahre miteinander verbracht. Die Erinnerung daran kann ich hier besser aufrechterhalten.

Wo ist Ihr Ehemann bestattet worden?

Seine Urne ist immer noch bei Verwandten in der Schweiz. Ich lebe von einer kleinen Witwenrente, und es fehlt mir einfach das Geld, um seine Urne nach Spanien zu importieren.

Denken Sie oft an Ylenia?

Es vergeht kein Tag, ohne dass ich an dieses Mädchen und seine Mutter denken muss.

Hatten Sie Kontakt mit Ylenias Mutter?

Ich habe ihr geschrieben, wie unendlich leid mir das Geschehene tut, jedoch keine Antwort erhalten, was ich aber gut verstehen kann. Ich hätte an ihrer Stelle wahrscheinlich auch nicht geantwortet.

Weshalb?

Was soll eine Mutter, die ihr Kind unter so furchtbaren Umständen verloren hat, der Ehefrau des Mannes schon sagen, der am Tod des Mädchens schuld ist? Allein schon der Gedanke, dass ich diesen Mann geliebt habe, muss für sie unerträglich sein. Frau Lenhard hat ihre Tochter über alles geliebt – und ich meinen Ehemann. Das geht nicht zusammen.

Die Fragen stellte **Peter Holenstein**.

sinnvolle Arbeit», klagte von Aesch. Umso befriedigender empfand er es, sich mit seinem misanthropischen Weltbild zu befassen. «Je intensiver ich das Menschengewimmel beobachte», schrieb er einem Freund, «umso deutlicher wird mir das erbärmliche Zurechtbiegen ihrer leerläufigen Triebhaftigkeit und ihrer Schutz bietenden Religiosität, die eine im Verlaufe der Evolution erworbene Geisteskrankheit sein dürfte. Aus solcher Sicht ist der Mensch kein Tier mehr, sondern bewusstes Elend. Du kannst dir sicher vorstellen, wie schockiert die Leute sind, denen man mit solchen Ideen kommt. Dann erkennt man, in welch geistigen Kinderschuhen sie noch stecken, selbst wenn sie zu den Gebildeten zählen. Die Freiheit wird mit jedem Lernen kleiner. Grund genug, dieses Dilemma durch Lebensverhütung zu verunmöglichen.»

Das Thema «Lebensverhütung» mutierte zu einer Zwangsvorstellung. In Briefen verbreitete von Aesch seine Hirngespinnste als «meine neue Denkweise»: «Wer Kinder hat», schrieb er, «kann sich solche Gedanken nicht machen, weil sein Umfeld dies nicht zulässt. Aber er kann zumindest auf die Kinder einwirken, um den Leerlauf zu beenden und durch Befriedigung die Leiden aus der Welt zu schaffen.»

Welch ungeheuerliche Dimension seine Obsession, «dass nur die Verhütung des Lebens Befriedigung bringt», schliesslich annahm, geht aus einem Brief hervor, den er Anfang 2007, sieben Monate vor Ylenias Tod, verschickte: «Bei mir zählt jedes Lebewesen, dem wir einen unnötigen Leidensdruck ersparen können», schrieb er. «Und das müssen nicht nur die eigenen Nachkommen sein. Niemand kann schliesslich seine Eltern aussuchen.»

Immer mehr Leute, mit denen er in Briefkontakt stand, wandten sich von ihm ab. Von den

143 Personen, denen er Anfang 2000 geschrieben hatte, antworteten nur noch 22, darunter, zum letzten Mal, auch eine Iris Gerber*. Sie liess ihn kurz und bündig wissen, er solle sie künftig mit seinen Elaboraten verschonen: «Deine Gedanken gehen mir gegen den Strich.»

Metalltor und Selbstschussanlage

Von Aesch entwickelte eine zweite Paranoia. «Er fürchtete sich immer mehr, dass in unser Haus eingebrochen werden könnte», sagt seine Witwe. «Er plante sogar, eine hohe Mauer rund um unser Haus zu bauen.» Weil ihm das Geld fehlte, belies er es bei einem Maschendrahtzaun sowie einem schweren Metalltor, das die Zufahrt zum Haus blockierte. Und er legte sich ein Arsenal an Waffen zu: eine Jagdflinte, ein Flobert-Gewehr, täuschend echte Spielzeugpistolen, Pfeffersprays, Elektroschockgeräte sowie einen grosskalibrigen Selbstschussapparat für Schrotpatronen, den er in einem Waffengeschäft in Lyon gekauft hatte (und mit dem er sich später erschoss). Beim Hauseingang brachte er ein Hinweisschild an, das in fünf Sprachen vor dem tödlichen Selbstschussgerät warnte.

Da es im Haus keine Wertsachen gab und Ganoven sich wohl kaum für seine Bücher interessiert hätten, stellt sich die Frage, weshalb er sich derart ängstigte, dass eingebrochen werden könnte. Verbarg er im Haus ein Geheimnis, vor dessen Entdeckung er sich fürchtete? Seine Agenden vielleicht, in denen er in englischer Stenografie seine sexuellen Unterwerfungsfantasien festhielt, darunter solche, bei denen Mädchen eine Rolle spielten? Die braune Ledermappe, in der sich Sex-Utensilien wie Handschellen, Peitschen und Augenbinden befanden und die er jeweils mit sich führte,



Drohender Gifttod: die Finca der von Aesch in Benimantell an der Costa Blanca.

Der Verdacht

Gegen von Aesch wird wegen ungeklärter Kindermorde weiter ermittelt.

«Erst wenn wegen widriger Lebensumstände der Leidensdruck hoch genug ist, findet man die Kraft, um Schluss zu machen», sagte Urs Hans von Aesch oft. Einiges deutet darauf hin, dass es nicht Ylenias Tod war, der bei ihm den «Leidensdruck» so gross werden liess, um sich umzubringen. Wäre es das Verbrechen an ihr gewesen, das ihn dazu bewog, hätte er keinen Grund gehabt, auf Walter B. zu schiessen, dem er nach dem Vergraben von Ylenias Leiche zufällig begegnet war. Erst als B. die Flucht gelang, stieg für von Aesch der «Leidensdruck» hoch genug, um den Entschluss zum Selbstmord zu fassen: weil er wegen der Flucht des vermeintlichen Augenzeugen, den er kaltblütig zu ermorden versuchte, damit rechnen musste, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis er verhaftet würde.

Es stellt sich die Frage, was von Aesch getan hätte, wenn er B. nicht begegnet wäre. Vieles spricht dafür, dass er nicht Suizid begangen, sondern weitergelebt hätte, als ob nichts geschehen wäre. Das planmässige Handeln nach der Tat an Ylenia zeigt seine Erwartung, dass das Mädchen unauffindbar und seine Täterschaft unentdeckt bleiben würden.

Nicht zuletzt diese Vermutung ist es, welche die Tür zum Verdacht öffnet, dass die Tötung Ylenias nicht von Aesch's erstes Verbrechen dieser Art gewesen sein könnte. Zumal es unter den ungelösten Kindermorden aus den achtziger Jahren Fälle gibt, die eine praktisch identische «Täterhandschrift» aufweisen: Kinder im Alter zwischen fünf und neun Jahren, die am helllichten Tag an öffentlichen Plätzen entführt, getötet und unauffindbar in einem Waldstück verscharrt wurden. Die sterblichen Überreste wurden nur gefunden, weil sie nach längerer Zeit von Wildtieren freigelegt worden waren.

Zwar wurde die Untersuchung gegen von Aesch im Fall Ylenia am 25. Juli 2008 von der Staatsanwaltschaft St. Gallen formell eingestellt, doch die Abklärungen, ob er auch mit anderen Kindermorden etwas zu tun haben könnte, gehen weiter. Ursula Hirschi, Dezernatschefin Leib und Leben bei der Kantonspolizei Bern, die die aufwendigen Ermittlungen koordiniert: «Wir arbeiten intensiv daran.»

Peter Holenstein



Anfang vom Ende: das Hallenbad in Appenzell, wo von Aesch Ylenia entführte.

wenn er alleine Tagesausflüge mit seinem Kastenwagen unternahm? Oder seine DVDs und seine Digitalkamera, auf denen Fotos von Mädchen gespeichert waren, die er am Strand von Benidorm und anderswo gemacht hatte? Befürchtete von Aesch, dass bei einem Einbruch womöglich jene dunkle Seite von ihm ans Licht kommen könnte, von der niemand wusste und die er vor seiner Frau verbarg: seine pädosexuelle Neigung?

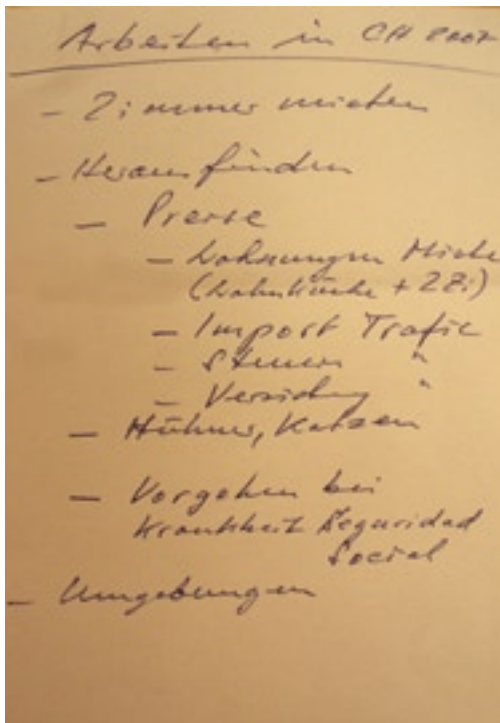
Seine erotische Präferenz beim Umgang mit Teens und Twens findet sich, subtil versteckt, auch in einigen seiner Briefe. «Am «sinnvollsten» wäre es, mit jungen Menschen über die Fortpflanzungsproblematik zu philosophieren», schrieb er im Juli 2002 einem Teenager und fügte hinzu: «Dazu muss man sich aber vorerst besser kennenlernen, weil man ja nicht die heiligen Gefühle anderer Menschen verletzen soll.» Eingepackt waren die doppeldeutigen Bemerkungen in Auslassungen über «den angeborenen Lebenswillen, der mit Lebensfreude verwechselt wird», und seiner «Erkenntnis», dass man sich nur einreden könne, gerne zu leben, «indem wir unsere Triebe befriedigen».

Seiner 14-jährigen Patentochter Sofia* schrieb er im Juni 2003 einen Brief, in dem er ihr auf zehn Seiten das familiäre, intellektuelle und pekuniäre Anforderungsprofil des für sie perfekten Ehemannes schilderte. Dazwischen balzte er: «Kein Mann könnte sich etwas Wunderbareres wünschen als so eine Frau wie dich», und säuselte: «Du bist schön, du bist schlank, du hast ein herrlich schüchternes Wesen.» Und er bekniete sie: «Es muss deine unbedingte Absicht sein, als Jungfrau zu heiraten, auch wenn das heute trotz offensichtlich «genetischer Bestimmung» nicht mehr Mode ist. Du aber wirst die «genetische Bestimmung»

wieder in den Vordergrund stellen und so die Instinkte des Auserwählten aktivieren. Genau so «fühlt» ein Mann», schloss er, «selbst wenn er verstandesmässig gar keine Nachkommen möchte.» Womit er sich treffend selber beschrieb. Sofias Mutter war derart fassungslos über den Inhalt des Schreibens, dass sie es ihrer Tochter vorenthielt. «Der Brief», sagt sie, «war «typisch Urs» – total irrel!»

Manchmal beliess es von Aesch nicht beim Fotografieren von Mädchen, sondern er sprach sie an. Etwa die 14-jährigen deutschen Zwillinge Karin* und Marlene*, denen er im Herbst 2005 auf einer Fotopirsch am Strand von Benidorm begegnete. Er verwickelte sie in ein Gespräch über Philosophie, und nachdem sie ihm verriet, dass sie bei ihren Eltern in einem bestimmten Stadtteil von Benidorm wohnten, setzte er in den folgenden Tagen alles daran, ihre Adresse ausfindig zu machen – was ihm schliesslich gelang. Da er in der betreffenden Wohngegend jedoch so viele Leute nach den Zwillingmädchen befragt hatte, merkte er instinktiv, dass er zu weit gegangen war.

Um jeden zweideutigen Verdacht von sich zu wenden, schrieb er den Eltern der Mädchen einen an Raffinesse kaum zu überbietenden Brief, in dem er vorgaukelte, den Mädchen in Gegenwart seiner Frau begegnet zu sein: «Bitte haben Sie keine Angst um Ihre Töchter», beschwichtigte er die «lieben Eltern von Karin und Marlene», «von uns droht bestimmt keine Gefahr. Am 29. September haben wir uns gegenseitig beachtet, und so entstand ein gutes Gespräch. Sofort stellte ich die besondere Hochachtung Ihrer Töchter für Sie fest, und ich hätte Sie gerne gleich kennengelernt. Fast sicher wären Sie dann zu meinem 65. Geburtstagsfest gemäss beiliegender Sitzplatzzuwei-



Von Aeschs to-do-Liste für seine Schweiz-Reise.

sung eingeladen gewesen. In diesem Rahmen hätten Sie und Ihre Töchter sich bestimmt wohl gefühlt.»

Was es bei ihm mit Mädchen so auf sich haben kann, schrieb er Anfang 2007 in einem Brief an Bekannte. «Mit Mädchen», zitierte er ungenannt Schopenhauer, «hat es die Natur auf das abgesehen, was man im dramaturgischen Sinne einen Knalleffekt nennt.» Und reimte hinzu: «Der Mann hat einen tollen Trieb, der ihn beherrscht. Ein Leben lang, von klein bis alt, zuletzt im Kopfe nur.» Sieben Monate später geschah das Verbrechen an Ylenia.

Anfang 2006 machten sich bei Urs Hans von Aesch Prostata-Beschwerden bemerkbar. Ein Arzt verschrieb ihm Medikamente und empfahl eine Biopsie, doch der Patient weigerte sich hartnäckig. «Es ist ohnehin Krebs», sagte er zu seiner Frau und hoffte: «Jetzt kann ich dann wenigstens bald abersbeln.» Von Aesch ass fortan nur noch rotes Fleisch und trank Unmengen an Mangosaft. Im Sommer kippte er entkräftet von einem Stuhl und konnte kaum mehr aufstehen. Der Arzt diagnostizierte einen leichten Schlaganfall.

«Danach», so Vreni von Aesch, «wurde Urs immer seltsamer. Er verrichtete völlig unnötige Arbeiten oder setzte sich im Garten auf den Boden und häufte wie ein Kind Steine aufeinander. Er redete häufig von Selbstmord und schien sich geradezu auf den Tod zu freuen. Und oft drohte er dabei vieldeutig an: «Aber sang- und klanglos werde ich mich nicht von dieser Welt verabschieden.»»

Im Frühjahr 2007 verbrachten die von Aeschs ein paar Ferientage in der Nähe von Zurzach. «Hier blühte er nochmals richtig auf», erinnert sich seine Frau. «Nach der Rückkehr entschlossen wir uns deshalb, wieder in die



Von Aeschs Fotos seines Selbstschussapparates.

Schweiz zu ziehen. Er träumte von einer Wohnung im Appenzellerland und versprach, sich dort im Sommer nach einer geeigneten Wohnung umzusehen.»

Am 29. Juni fuhren sie los und trafen anderntags bei Vreni von Aeschs Schwester im Aargau ein. Obwohl er über Schüttelfröste und Prostata-Beschwerden klagte, lehnte er das Angebot seines Schwagers ab, im Haus zu schlafen. Er bestand darauf, in seinem Kastenwagen zu nächtigen. Während er sich tags darauf auf Wohnungssuche in die Ostschweiz aufmachte, blieb seine Frau für einige Tage bei Ihrer Schwester.

Am 9. Juli reiste Vreni von Aesch mit einem Car nach Spanien zurück. Sie hatte einer Nachbarnfamilie versprochen, während deren Ferienabwesenheit für deren Tiere zu sorgen. «Vor der Abreise vereinbarte ich mit Urs, dass er mich jeweils per SMS oder Telefon über den Stand der Wohnungssuche informiert.»

Sorgfältig geplante Tat

Bereits einen Tag nach der Abreise seiner Frau begann Urs Hans von Aesch mit jenen Vorbereitungsmaßnahmen, die der St. Galler Untersuchungsrichter Erich Feineis als «die Planung einer Straftat über mehrere Wochen hinweg» bezeichnet. Am 10. Juli kaufte er in einer Apotheke in Glattbrugg den Nitroverdünner, mit dem Ylenia vergiftet wurde, und am 11. Juli erwarb er im Zürcher Letzipark die Schwänenhalsschaufel und die Nestsäge, die er beim Vergraben der Leiche des Mädchens im Hartmannswald verwendete. Weitere Werkzeuge, die er gleichentags eingekauft hatte, deponierte er im Haus seines Schwagers.

Auch bei seiner Nichte im Kanton Bern, die ihm den Schlüssel ihrer Wohnung überlassen hatte, lagerte von Aesch Gartenwerkzeuge. Am

14. Juli bemerkte er, dass er ein Gepäckstück der besonderen Art vergessen hatte. «Hinter dem Buffet», schrieb er ihr beschwichtigend, «habe ich eine Mappe mit erotischem Sonderzubehör verstaut. Am besten schauen wir den Inhalt erst bei meiner Rückkehr an, damit sich dein möglicher Schock sofort beruhigen kann. Kaum eine Frau schätzt zwar den sanften Umgang damit nicht, weil sie den Rest ihrer Hemmungen nur so vollständig ablegen kann. Ob du da schon Erfahrungen damit gemacht hast?»

Nach dem 14. Juli hielt er sich in der Ostschweiz auf. Dort besichtigte er Wohnungen, fotografierte zur Miete ausgeschriebene Häuser – und wiederholt junge Mädchen. Am 23. Juli fuhr er nach Frauenfeld, wo er seinem Safe bei der Thurgauer Kantonalbank seinen Smith & Wesson-Revolver entnahm, und am 28. Juli telefonierte er zum letzten Mal mit seiner Frau. «Er sagte», so Vreni von Aesch, «dass er noch Freunde besuchen und spätestens am 6. August zurückkehren werde. Und er erwähnte, dass er vor lauter Schmerzen kaum mehr urinieren könne.»

Am 31. Juli, um 9 Uhr früh, wurde von Aesch beim Hallenbad in Appenzell gesehen, wo er beim Eingangsbereich mit seiner Digitalkamera fotografierte. Kurz darauf traf er dort auf die fünfjährige Ylenia Lenhard und entführte sie in seinem Kastenwagen. Wo er sich in den nächsten Stunden mit dem Mädchen aufhielt und unter welchen Umständen es getötet wurde, konnte nicht geklärt werden. Erst um 13 Uhr, nachdem er im Waldstück Hartmannswald bei Oberbüren die nackte Leiche Ylenias verscharrt hatte, wurde von Aesch nochmals gesehen: Vom sich dort zufällig in der Nähe aufhaltenden Walter B., den er als vermeintlichen Augenzeugen umzubringen versuchte.

Nachdem B. trotz Schussverletzungen die Flucht gelang, deponierte von Aesch bei einem nahen Wegkreuz Ylenias Rucksack, in dem sich, akkurat zusammengefasst, alle ihre Kleider befanden. Die Inschrift auf dem Wegkreuz lautet, als wär's das Vermächtnis des Irrläufers aus Spanien: «Wenn ich von der Erde erhöht bin, werde ich alles an mich ziehen.»

Danach fuhr von Aesch mit seinem Wagen in den nahgelegenen Billwilerwald, stellte das Fahrzeug auf einem Waldweg ab und sagte per Handy alle Termine ab, die er für die nächsten Tage mit Bekannten vereinbart hatte. Seiner Schwägerin sagte er am Telefon: «Alles ist schiefgelaufen. Ich konnte Vreneli nicht erreichen. Ich bin jetzt in einem schönen Wald.»

Unmittelbar bevor er sich dort mit seinem Selbstschussgerät umbrachte, schickte er seiner Frau ein letztes SMS: «Es ging einiges ungewollt schief, so dass ich mich endlich verabschieden kann. Du bist das Einzige, was ich nicht gerne verlasse! Ich liebe dich. Adieu, dein Urs.»

*Alle Namen geändert

In der Piratenbucht

Den Betreibern der Filesharing-Site Pirate Bay wird in Stockholm der Prozess gemacht. Filme tauschen im Internet soll bestraft werden. Doch das Urheberrecht braucht ein Update. *Von Michael Maier*



Filmdiebstahl im Internet: Oscar-Preisträgerin Kate Winslet.

Stellen Sie sich vor: Sie bewundern Kate Winslet. Sie freuen sich masslos, dass sie einen Oscar gewonnen hat. Sofort gehen Sie in Ihre Bibliothek, nehmen sich den Diogenes-Band des «Vorlesers» von Bernhard Schlink, fertigen fünf Kopien der zwei Seiten an, auf denen die tollste Liebesszene dargestellt ist. Stecken die Kopien in Umschläge, frankieren diese und verschicken diesen Brief an Ihre fünf besten Freundinnen. Wie fühlen Sie sich? Als Kulturbotschafter! Als Connaissanceuse. Als echte Freundin. Ganz sicher jedoch nicht als Verbrecherin, oder?

Genau das wären Sie jedoch, könnte man nun behaupten. Sie haben nämlich das Urheberrecht verletzt. Mittels «Filesharing» (des Versendens an Ihre Freunde) haben Sie dem Verlag einen Schaden zugefügt, weil dieser fünf Bücher hätte verkaufen können. Sie hätten mal besser nichts kopiert, sondern Ihre Freundinnen in den Buchladen geschickt. Nun ist es relativ unwahrscheinlich, dass ein Staatsanwalt an Ihrer Tür klingelt. Denn das Postgeheimnis schützt Ihre «kriminelle» Tat. Ausserdem geschehen solche oder ähnliche «Taten» dermassen häufig, dass eine Verfolgung schon aus praktischen Gründen unmöglich ist.

Aber wir wollen uns nicht damit zufriedengeben, dass wir zwar praktisch nicht verfolgt

werden können, aber uns dennoch als Verbrecher fühlen sollten. Wir glauben: Wer solch hohe Kunst verbreitet, tut Gutes! Er fördert die Bekanntheit des Schriftstellers. Er verführt die Leute zum Kinobesuch. Er inspiriert andere zum Lesen und Nachdenken.

Genau so argumentieren jene jungen Schweden, denen derzeit in Stockholm der Prozess gemacht werden soll. Sie betreiben eine Filesharing-Plattform im Internet. Diese nennt sich Pirate Bay. In der virtuellen Piratenbucht werden Tausende von Filmen, Musikstücken, Computerspielen oder Texten getauscht. Sie liegen irgendwo im Internet und werden mit einer sehr intelligenten Technologie gefunden. «Freund» ist im Internet jeder, der dieselben Interessen teilt. Jeder ist mit jedem vernetzt. Interaktionen erfolgen im Sekundentakt.

Wüste Anfänge

Die von Pirate Bay angewandte Technologie funktioniert perfekt in diesem futuristischen Hochgeschwindigkeits-Basar. Geltendes Recht lässt sich da nicht einfach überstülpen. Deshalb haben die Betreiber der Plattform schon am zweiten Prozesstag einen Teilerfolg erungen: Sie werden nicht mehr wegen Mittäterschaft bei einer Urheberrechtsverletzung angeklagt, sondern wegen der Beihilfe zur wi-

derrechtlichen Verbreitung von geschütztem Material. Zwei Jahre Knast drohen ihnen also nicht mehr. Aber auch so ist der Fall bizarr: Es wäre so, als würde der Staatsanwalt die Post auffordern, alle Briefe zu öffnen, um zu sehen, welche Urheberrechtsverletzungen darin begangen wurden.

Nach den wüsten ersten Jahren, wo jeder für jeden geklaut hat, sind erste Orientierungsansätze über den Umgang mit dem Urheberrecht im Internet zu erkennen. Die Gesellschaft tastet sich in einen neuen rechtlichen Raum vor. Amerikanische Rechtswissenschaftler haben mit dem Begriff des *fair use* einen ersten Pflock für ein neues Rechtsverständnis eingeschlagen. Die Creative-Commons-Lizenz regelt den Umgang mit fremden Texten. Apple hat mit iTunes ein System entwickelt, bei dem auch die jugendlichen Nutzer ohne jede Grundsatzdiskussion zahlen. Einer der schwedischen Piraten hat gesagt, er wäre bereit, eine monatliche Gebühr für eine Plattform zu bezahlen, auf der er in guter Qualität alle Filme herunterladen könnte.

Hemmungslose Margen

Die Verteidigung eingessener Rechte, wie etwa die der Musikindustrie, ist in Verfahren wie jenem in Stockholm nur ein Aspekt. Und selbst sie werden kritisch hinterfragt, weil es nun wirklich um das Prinzip geht: Professor Charles Nesson von der Harvard Law School verteidigt in den USA einen Studenten wegen eines illegalen Downloads. Er weist darauf hin, wie die Industrie ihre eigenen, vermeintlich «unantastbaren» Prinzipien seit Jahrzehnten ausgehöhlt hat – etwa durch die massenhafte Versenkung von CDs an Musiksender und Discjockeys zu Werbezwecken.

Der Grundsatz, um den es in Stockholm geht, musste in der Geschichte immer wieder neu definiert werden: Mitte des 19. Jahrhunderts etwa beschloss der englische Gesetzgeber, dass die allgemeine Teilnahme aller Menschen an der kulturellen Entwicklung ein höheres rechtliches Gut sei als das Recht der unbegrenzten Lizenznahme – und ermöglichte so das Entstehen der öffentlichen Bibliotheken. Exakt diese Argumentation tragen die schwedischen Piraten zu ihrer Verteidigung vor. Bedeutet diese Entwicklung das Ende ganzer Industrien? Gewiss nicht. Aber sie bedeutet das Ende der hemmungslosen Margen und den Beginn der Suche nach einem «fairen» Preis. Dabei wird jede Industrie, die sich als Vermittler von Inhalten versteht, zu kreativer Höchstform auflaufen dürfen, um ihr Geschäftsmodell neu zu erfinden.

Michael Maier ist Journalist und Gründer mehrerer Internetunternehmen sowie Autor des Buchs «Die ersten Tage der Zukunft. Wie wir mit dem Internet unser Denken verändern und die Welt retten können» (Pendo-Verlag, 2008).

Aufbruch in Aetingen

Bauerndorf vertreibt Millionär: eine Tragikomödie mit einer fleissigen, vermeintlich schlaun Hausfrau und einem weltgewandten Erben in den Hauptrollen. *Von Daniela Niederberger*

Im Solothurner Dorf Aetingen trug sich Rares zu. Die Gemeinde wies einen ihrer reichsten Steuerzahler, der zudem vierzehn Jahre lang Gemeindepräsident war, de facto aus. Er solle seine Schriften anderswo deponieren. «Wie blöd ist denn das?», fragten sich die Zeitungen. Das Fernsehen kam, der *Blick* auch, und die Einwohner sagten: «Wir müssen uns schämen, wir sind eine Lachnummer.» Alteingesessene können sich nicht erinnern, dass es in der Gemeinde je ein solches Gstürm gab.

Hinter dem Gstürm stehen zwei Personen und zwei Welten. Da ist einmal die fleissige, grün angehauchte Hausfrau und Spitex-Angestellte Hanny Ris, zurzeit Gemeindepräsidentin. Jahrelang war sie Vize unter dem weltgewandten Rudolf Schnorf, der Hauptfigur in dem Drama. Dem Millionär gehört ein Golfplatz im Ort, ausserdem ist er Grossaktionär beim Berner Schlittschuhclub (SCB).

Schnorf verschlug es vor rund zwanzig Jahren in das Bauerndorf. Er, Spross einer reichen Fabrikantenfamilie von der Zürcher Goldküste, schmiss mit siebzehn Jahren das Gymnasium, es war die Zeit der achtziger Unruhen. Schnorf empfand das Elternhaus als goldenen Käfig und heuerte bei einem Mormonen in den Rocky Mountains an. Dort habe er viel übers Bauern und noch mehr übers Leben gelernt, sagte er einmal. Zurück in der

Schweiz, lernte er Landwirt und spielte in einer Bluesrock-Band. Jetzt fehlte noch der eigene Hof. Der Jungbauer wurde fündig in Aetingen mit seinen prächtigen Bauernhäusern. Er kaufte zwei Höfe aufs Mal und zog ein mit seiner Frau Catherine, einer Französin. Dass er schwarzweiss geflecktes Vieh hielt statt des ortsüblichen Simmentaler Rotflecks, sah man ungern.

Zackige Zigarrenraucher

Bald war Schnorf Gemeindepräsident, und in seinem Kopf hatte er viele Ideen: Sollte er den Hof in eine Straussenfarm umwandeln? Er entschied sich für Golf, das damals sehr in Mode kam, und baute eine Übungsanlage. Als sein Vater starb, flossen Millionen, die genutzt wurden. Heute steht in Aetingen ein 18-Loch-Golfplatz, das denkmalgeschützte Bauernhaus ist mit viel Glas ins Gourmet-Lokal «Limpach's» mit «Event-Saal» und Lounge umgewandelt worden. Es verkehren hier zackige Zigarrenraucher mit grossen Autos.

Seine Gegenspielerin ist Hanny Ris, eine «Familienfrau», wie das heute heisst, die bei der Spitex arbeitete. Nett sei sie, eine *Chramperin*, etwas handgestrickt. Während er für den Auftritt und die grossen Züge zuständig war, machte sie als seine Stellvertreterin die Kleinarbeit. Die Last verlagerte sich immer mehr

auf ihre Seite, als Schnorf den Golfplatz baute. Auch war er oft in Bern, Frau und Töchtern gefiel es dort besser als im verschlafenen Nest. Man kritisierte, er sei zu viel weg, und so gab er Ende 1997 sein Amt ab.

Die brave Frau Ris beerbte ihn. Zu ihren ersten Amtshandlungen gehörte die Installation einer Grünabfuhr, deren Sinn nicht alle einsehen – «für die paar Bäumli». Als Nächstes wollte sie den Steuerfuss erhöhen. Eine heikle Sache. Man muss wissen: Aetingen mutierte unter Schnorf zur Steueroase (Steuerfuss 75 Prozent), Bauernhöfe verschwanden, Neureiche kamen. Und die haben natürlich vor allem ein Interesse: dass die Steuern tief bleiben.

Die Gemeindeversammlung war gut besucht. Auch Vorgänger Schnorf meldete sich zu Wort und kritisierte das Ansinnen. «Das war sein grösster Fehler», sagt Boris Lah. Er ist Geschäftsführer des Golfklubs und ein Freund. Auf der anderen Seite empfand man seine Voten als überheblich, im Sinn von: Gute Frau, wir wissen es besser, wir sind Unternehmer. Hanny Ris kam nicht durch und soll sich masslos geärgert haben (was sie allerdings in Abrede stellt).

Als Beleidigung muss sie auch Folgendes empfunden haben: Schnorf hatte laut Boris Lah durchblicken lassen, dass Hanny Ris nicht fähig sei für das Amt der Gemeindepräsidentin. Zwar nicht vom Denken und auch nicht vom Auftreten her, präzisiert Lah, «sie kann keine Gemeindeversammlung führen». Sie habe aber bloss ein paar Sätze *herebrösmelet*, dann habe ihr Vize übernommen. Ihr Kollege Marcel Jollat aus dem Gemeinderat meint dazu: «Sie ist nicht jemand, der hinsteht.» Schon wegen ihrer kleinen Statur.

Aber kleine Leute können schlaun sein. Es ging nicht lange, bis Schnorf ein Schreiben von der Einwohnerkontrolle erhielt: Er solle in zwei Wochen seine Schriften abholen und sie anderswo deponieren, denn er wohne gar nicht wirklich in der Gemeinde. Schnorf fiel aus allen Wolken. Bald wusste die *Solothurner Zeitung* davon, bald die halbe Schweiz. Hanny Ris stand dumm da. Sie behauptet, vom Brief nichts gewusst zu haben. Die Gemeindegemeinschafterin habe ihn verschickt, ein Fehler. Glauben tut das niemand. Boris Lah: «Die eine geht nicht auf die Toilette, ohne dass die andere davon weiss.»

Es gab im Dorf eine Protestversammlung. Gemeinderat Marcel Jollat sagt: «Schnorf machte aus einem Bauernnest einen Gold-Hoger, und jetzt das.» Ein anderer Gemeinderat gibt Schnorf die Schuld an dem «huere Theater». Warum musste er zur Presse rennen? Er hätte mit dem Brief ja zu Hanny Ris gehen können, dann hätte sich sicher alles eingeregelt. Vielleicht war es genau so gemeint: als Warnschuss an Schnorf, sich künftig nicht mehr einzumischen. Der Schuss ging nach hinten los. Jetzt haben alle Schrammen. ○



«Machte aus dem Bauernnest einen Gold-Hoger»: Millionär Schnorf.

«Häuser komplett aus Schnee»

Schnee birgt Geheimnisse, die kaum jemand kennt. Der Engländer Charlie English hat sie erforscht und in einem Buch beschrieben. Den perfekten Schnee habe er im US-Bundesstaat Washington gefunden. Eine Meisterleistung seien die Iglus der Inuits am Polarkreis. *Von Holger Christmann*

Wie kamen Sie dazu, Jahre Ihres Lebens dem Schnee zu widmen?

Schnee hat mich schon immer fasziniert. Ich wuchs in der englischen Grafschaft Yorkshire auf und erinnere mich, dass es im Winter in meiner Kindheit viel schneite. Mit elf lernte ich Ski fahren, und seither fuhr ich jeden Winter in die Berge, zunächst nach Schottland, dann in die Alpen. Ein bisschen Midlife-Crisis war wohl auch ein Grund, ich wollte den Zauber meiner Kindheit noch einmal erleben – und dem Stadtleben in London entfliehen.

Auf Ihren Reisen suchten Sie den perfekten Schnee. Wo fanden Sie ihn – und vor allem wie?

Ich ging davon aus, dass am meisten Schnee dort fällt, wo eine hohe Luftfeuchtigkeit, ein starker Jetstream oder arktische Luftmassen zusammenkommen. Ich besuchte drei Orte, die beanspruchen, die schneereichsten der Welt zu sein: den Thompson Pass in den Chugach-Bergen in Alaska, wo die Schneeflocken so gross wie Äpfel sind und über Nacht oft mehr als ein Meter Schnee fällt; und zwei Orte im US-Bundesstaat Washington. Der eine ist Paradise Inn, auf 1600 Metern am Fuss des Mount Rainier, der andere Mount Baker. All diese Orte verzeichneten in einem Winter Schneefälle von zirka 30 Metern. Das entspricht der Höhe eines zehnstöckigen Hauses. Am Mount Rainier betrat ich eine Welt, wo Flora und Fauna vom Schnee geprägt sind.

Inwiefern?

Die Rainier-Murmeltiere sind die geselligsten der Welt. Im Winter rücken sie unter dem Schnee eng zusammen, um sich gegenseitig zu wärmen. Ihr Pulsschlag sinkt dabei auf einen alle zehn Sekunden, so überleben sie im Schnee. Die Pikas sind eine Hasenart, die ihre langen Ohren verloren hat, um der Kälte besser zu trotzen. Die Füchse dort haben extrem buschige Schwänze, die ihnen als Decke dienen.

Ihre erste Reise führte Sie zu den Inuit im Norden Kanadas. Warum?

Ich wollte dort anfangen, wo Schnee den Alltag der Menschen am meisten bestimmt. Die Inuit leben seit tausend Jahren mit Schnee. Sie bauten sogar ihre Häuser aus Schnee, selbst ihre Möbel waren aus Schnee. Ich wollte wissen, was Schnee für diese Bewohner des Polarkreises bedeutet ...

... und Sie waren überrascht, wie sich der Schnee dort anfühlt.

Der Schnee dort ist trocken und körnig, fast wie Sand. Ab 20 Grad minus wird es schwierig, einen Schlitten mit Eisenkufen durch den Schnee zu ziehen, bei minus 40 Grad geht nichts mehr. Die Inuit rieben die Kufen mit im Wasser aufgeweichtem Torf ein. Darüber schütteten sie Wasser. Durch den Eismantel, der sich um die Kufen bildete, fuhren die Schlitten wieder, selbst wenn sie schwer beladen waren.

Am meisten faszinierten Sie Iglus.

Ja, Häuser komplett aus Schnee! Sie sind mit ihrer Kuppelform ästhetisch elegant und hocheffizient. Für die Inuit gehörte der Iglubau zu den Rites de Passage. Ein junger Mann, der heiraten wollte, musste in der Lage sein, schnell, etwa in einer Stunde, ein passables Iglu hochzuziehen. Wenn ihm das nicht gelang, lehnten die Eltern der Braut die Ehe ab. Viele Kulturen nutzten Schnee als Baumaterial oder als Hilfsmittel, weil er gut vor extremer Kälte schützt. Die Korjaken in Sibirien bauten ihre Häuser aus Weidenästen und Häuten und bedeckten sie mit Schnee. Bergbewohner in Europa waren darauf bedacht, dass der Schnee auf ihren Dächern liegen blieb. Aber das Iglu ist der Gipfel der Schnee-Architektur. Es ist ästhetisch schön und effizient geformt. Und Schnee, der aus dem Innern eines Iglus gewärmt wird, hat die Eigenschaft, fast hart wie Beton zu werden, so dass Iglus mit der Zeit immer stabiler werden. Sie sind in der Lage, einem Eisbären standzuhalten. Beim Bau des Iglus ist es wichtig, darauf zu achten, dass die Schneeböcke aus einer frischen Lage Schnee bestehen. Der hält am besten.

Bemerkten Sie so nah am Polarkreis den Klimawandel?

Die Inuit berichten, dass der Permafrost von früher immer mehr zum Sumpf wird. Die Eisbären müssen über die dichte Eisdecke wandern, um Robben zu jagen, sobald sie aus ihren Luftlöchern an die Oberfläche kommen. Der Permafrost trägt nicht mehr, und die Eisbären irren ziellos und hungrig an Land herum und werden immer aggressiver.

Ihre nächste Reise führte Sie in die USA, in den Bundesstaat Vermont. Dort lebte eine der interessantesten Figuren der Schneegeschichte, Wilson Bentley.

Bentley war der Erste, dem es gelang, Schneekristalle unter dem Mikroskop zu fotogra-

fieren. Dabei fand er heraus, dass sie alle verschieden aussehen.

Womit er mehr wusste als Kepler ...

Stimmt. Johannes Kepler, der deutsche Mathematiker und Astronom, war noch überzeugt, dass sie alle sechseckig sind, und schloss daraus, dass natürliche Kräfte Symmetrie hervorbringen. Er schrieb darüber ein Traktat, das dann sogar René Descartes dazu bewog, Schneeflocken wissenschaftlich zu erforschen. Bentley sagte einmal: «Ich möchte nicht mit Henry Ford oder John Rockefeller tauschen. Ich habe meine Schneeflocken.» Viele nennen ihn ein Genie. Für mich ist er ein Held.

Dann kam ein Japaner ins Spiel, wie hiess er gleich?

Ukichiro Nakaya, ein Atomphysiker. Am Labor für Kernphysik an seiner Universität Hokkaido war kein Job frei. Nakaya fiel Bentleys Buch in die Hand, und er war sofort gefesselt. Er erkannte, dass die Form der Schneekristalle je nach Feuchtigkeit und Temperatur variiert. Ihm gelang es auch, im Labor perfekten Schnee zu erzeugen.

Und wie war das mit der Frage, warum Schneebälle zusammenkleben?

An der Diskussion beteiligte sich auch Michael Faraday, der Pionier der Elektrizität. Aber die Antwort fand der Physiker Sir William Thomson. Er begriff, dass die Dichte von Eis niedriger ist als die von Wasser und dass Eis daher unter Druck schmilzt. Wird der Druck gelockert, gefriert es wieder. Die Druckschmelze erklärt auch, warum Schlittschuhlaufen funktioniert. Zwischen Kufen und Eis bildet sich ein mikroskopischer Wasserfilm, der als Gleitmittel wirkt. Die Theorie der Reibungsschmelze beherrscht bis heute die Physik des Wintersports. Der Geophysiker Samuel Colbeck erkannte, dass die Reibung des Skis ebenfalls einen hauchdünnen Wasserfilm produziert, auf dem die Skier gleiten. Wachs und sogar die Farbe der Skier beeinflussen ihre Geschwindigkeit.

Einer Ihrer faszinierendsten Ausflüge führte Sie in den Bundesstaat New York, wo der *lake effect snow* auftritt, ein erstaunliches Naturschauspiel.

Die Städte Buffalo, Syracuse und Rochester gehören zu den Schneelöchern Nordamerikas. Die Schneestürme sind unvorstellbar. Sie fallen immer dann besonders heftig aus, wenn arktische Luftmassen auf die relativ warme Luft der Grossen Seen treffen. Dann



«Zauber meiner Kindheit»: Journalist English.

kommt es zum *lake effect snow*. Der berüchtigtste Schneesturm brach 1977 zur Hauptverkehrszeit aus. Die Autos kamen keinen Meter weiter, man sah die Hand vor Augen nicht. Die Schneemassen setzten sich im Auspuff fest, und Dutzende Menschen erstickten in ihren Wagen. Jedes zehnte Auto, das dort im Winter auf der Strasse fährt, ist ein privates Schneeräumfahrzeug. Hinzu kommen die städtischen Räumfahrzeuge. Die New Yorker witzeln gern: «Du kommst aus Syracuse? Deine Schneefräse hat wohl mehr Kilometer drauf als dein Auto.» Noch heute gibt es einen Wettstreit um den «Goldenen Schneeball». Den bekommt die Stadt mit dem meisten Schnee. **Aber auch New York City erlebte einen schlimmen Schneesturm, wie man bei Ihnen erfährt.**

heimgesucht wurde, zeigte Bürgermeister Michael Bloomberg daher sofort Präsenz und gab eine Pressekonferenz. Die Schneefälle übertrafen sogar noch die von 1888. Im Central Park blieben ein Räumfahrzeug und ein anderes, das es bergen sollte, im Schnee stecken. Leute fuhrten am Times Square und auf der Park Avenue Ski.

Was Alpenbewohner enttäuschen mag: An der Entwicklung des Skifahrens hatten sie praktisch keinen Anteil. Es wurde im Flachland erfunden.

Die Bewohner des Polarkreises erfanden das Skifahren, um besser jagen zu können. Man sieht das zum Beispiel auf 4000 Jahre alten Felsritzungen am Onega-See in Nordwestrussland. Auch die Dingling im chinesischen Altai-Gebirge gingen auf Skiern zur Jagd, genauso wie die Samen in Skandina-

Charlie English

English, Jahrgang 1967, studierte Elektrotechnik am Imperial College in London, bevor er nach Pakistan umzog, um dort als Journalist zu arbeiten. Er kehrte nach London zurück und leitete den Kulturteil des *Independent*. Heute ist er stellvertretender Chefredaktor der Samstagausgabe des *Guardian*. English ist verheiratet, hat drei Kinder und lebt in London. Seit seinem zwölften Lebensjahr ist er ein leidenschaftlicher Wintersportler. Mit seinem Buch «The Snow Tourist», sagt er, erfüllte er sich einen Traum. Die Kritiken sind euphorisch, in England ist das Buch ein Bestseller. Eine deutsche Übersetzung ist leider noch nicht in Sicht.

Zum Pauschaltarif mit dem neusten Handy telefonieren? Ga

Unlimitiert mobil telefonieren zum Pauschaltarif.

Mit Sunrise flat classic oder Sunrise flat max telefonieren Sie schon ab CHF 50.– pro Monat bzw. CHF 75.– pro Monat unlimitiert ins Sunrise Mobilnetz und ins Schweizer Festnetz. Und wenn Sie dazu Ihr jetziges Handy benutzen, können Sie nochmals bis zu CHF 25.– pro Monat sparen.

Alle Infos über unsere neuen Pauschaltarife fürs Handy finden Sie unter www.sunrise.ch, im Sunrise center oder überall dort, wo es Sunrise gibt.



Sony Ericsson C905

24 Monate

1. CHF
Sunrise flat classic

exkl. SIM-Karte CHF 40.–, ohne Abo **CHF 648.–**

- 8,0-Megapixel-Kamera inkl. Autofokus
- Cyber-shot™-Technologie, FM-Radio
- Quadband, A-GPS, HSDPA, WLAN



Sony Ericsson G705

12 Monate

1. CHF
Sunrise flat classic

exkl. SIM-Karte CHF 40.–, ohne Abo **CHF 398.–**

- 3,2-Megapixel-Kamera
- Media-Player, FM-Radio mit RDS
- Quadband, HSDPA, A-GPS

Anrufe in andere Schweizer Mobilnetze kosten CHF 0.35/Min. Mit Sunrise flat max sind die ersten 60 Minuten inklusive. Anrufe ins Ausland, Verbindungen bezahlen für Sunrise flat classic CHF 30.– Abgebühr (statt CHF 50.–) bzw. mit Sunrise flat max CHF 50.– Abgebühr (statt CHF 75.–) pro Monat. * Bei

Er ereignete sich im März 1888 und hatte die Einführung der U-Bahn zur Folge. New York war sich damals seiner technologischen Überlegenheit etwas zu sicher und wurde von dem Sturm kalt erwischt. In zwei Tagen fielen 1,20 Meter Schnee. Die Strassenbahnen blieben stehen, die Telegrafleitungen rissen, Kohlelieferanten und Milchmänner blieben im Schnee stecken. An drei Tagen starben 400 Menschen, im Hafen sanken 198 Schiffe. Danach wurden die Telegrafenkabel unter die Erde verlegt, und die U-Bahn, über die man schon diskutiert hatte, wurde beschlossen. Aber noch heute kann ein Schneesturm in den USA Einfluss auf politische Karrieren haben. In Chicago musste ein Bürgermeister zurücktreten, auch, weil er einen Schneesturm zu lange ignoriert hatte. Als New York 2006 wieder von einem Blizzard

vien. In Schweden erinnert heute noch das Wasa-Cross-Country-Rennen an den Moment im Jahr 1522, als zwei Boten auf Skiern sich mit Gustav Wasa trafen, um ihm die Unterstützung ihrer Stämme für seinen Befreiungskrieg gegen die Dänen zuzusichern. Bis

«Noch heute kann ein Schneesturm in den USA Einfluss auf politische Karrieren haben.»

ins späte 19. Jahrhundert war Skifahren nur in Skandinavien und Nordrussland üblich. **Wurde das moderne Skifahren wirklich im norwegischen Telemark entwickelt? Wir dachten, nur die eigenwillige Fahrtechnik stamme von dort.**

In der Provinz Telemark in Südnorwegen war Skifahren schon im frühen 19. Jahrhun-

dert ein Volkssport. Jeder besass Skier, und die jungen Männer veranstalteten regelmässig Skisprung-Wettbewerbe. Sie sprangen von den Dächern der Bauernhäuser. Der Star war Sondre Norheim. Sein berühmtes Kunststück war, zwischen den Blättern einer Sägemühle hindurchzufliegen. Norheim war auch der Erste, der mit Fersenbindung Ski fuhr. Der erste Alpinist, der dann auftaucht, ist ein Tscheche, der in Österreich lebte: Mathias Zdarsky.

Ein komischer Kauz.

Ja, er galt als leicht verrückt, man nannte ihn auch den Eremiten von Lilienfeld. Aber er war der Erste, der überlegte, wie man mit Skiern auch bergab fahren kann. Skifahren gab es in den Alpen damals nur in einer sehr primitiven Form. In Chamonix konnten selbst Skilehrer nicht erklären, wie man einen Bogen fährt oder gar stilvoll abbremst.

In Österreich gaben Experten den Rat, einfach draufloszubrettern und, wenn man zu schnell wurde, sich seitwärts in den Schnee fallen zu lassen. Andere klemmten die Skistöcke zwischen die Beine. Sie ritten auf ihnen wie Hexen auf dem Besen. Wenn sie bremsen wollten, pressten sie die Stöcke fest in den Schnee. Erst Zdarsky entdeckte, dass sich der Ski durch Gewichtsverlagerung drehen liess. Er ersetzte die Riemenbindung durch eine Bindung mit gefederter Stahlsohle, die mehr Halt gab. Sein Buch «Die Lilienfelder Skilauf-Technik» von 1897 wurde ein Welterfolg. Zdarsky hielt übrigens auch den ersten Torlauf ab.

Was muss man über Lawinen wissen?

Erstaunlich ist, wie oft Lawinen niedergehen. 1910 berichtete Johann Wilhelm Fortunat Coaz von 17000 Lawinen in

Der schlimmste Bericht, den ich las, erzählt von einem Unglück, das im 18. Jahrhundert in Bergemolletto in Italien stattfand, wo eine Familie wochenlang unter einer Schneedecke überlebte. Auch historisch spielten Lawinen eine Rolle. Hannibal verlor bei seiner Überquerung der Alpen Tausende Männer durch Lawinen, Rom-Pilger kamen in Lawinen um. Im Ersten Weltkrieg wurden

«Im Ersten Weltkrieg wurden Lawinen künstlich erzeugt, um den Feind zu treffen.»

Lawinen künstlich erzeugt, um den Feind zu treffen.

Schnee hat allerdings auch die europäische Kultur inspiriert. Wie?

verdanken wir immerhin noch die Beobachtung, dass Schnee in den seltensten Fällen weiss ist. Die Oberfläche der Schneekristalle reflektierte die Farben des Sonnenlichts wie Glas in einem Kronleuchter.

In welchem Land möchten Sie gern noch einmal nach dem perfekten Schnee suchen?

In Japan. Das ist ein Land, das eine grosse Liebe zum Schnee hat. Die Künstler der Edo-Zeit wie Hokusai und Hiroshige waren vom Schnee fasziniert und stellten ihn Hunderte Male dar. Der schneebedeckte Fuji ist das Nationalsymbol Japans. Es gibt sogar Schneemuseen in Japan.

Ein Thema habe ich in Ihrem Buch vermisst: Kunstschnee.

Ja, der Kunstschnee ist ein Kapitel für sich. Er ist sehr schlecht für die Umwelt. Seine Herstellung verbraucht viel Wasser und

Ganz einfach.



Samsung i900 Omnia

24 Monate **1.-** CHF
Sunrise flat max

- exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo **CHF 748.-**
- 5,0-Megapixel-Kamera
- Full-Touchscreen
- Quadband, A-GPS, HSDPA, WLAN, Windows Mobile OS 6.1



Samsung M8800

24 Monate **49.-** CHF
Sunrise flat classic

- exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo **CHF 648.-**
- 8,0-Megapixel-Kamera mit optischem Zoom
- Full-Touchscreen
- Quadband, HSDPA, A-GPS

SMS schreiben, bis die Daumen wund sind?

Bestellen Sie das Sunrise flat Abo Ihrer Wahl bis zum 31. März 2009 unter www.sunrise.ch/shop und wir schenken Ihnen die ersten 1000 SMS.*



Verbindungen, die Sie im Ausland herstellen sowie Anrufe auf Spezialnummern (z.B. 084x, 090x, 18xx), Mehrwertdienste, SMS und MMS werden zusätzlich verrechnet. Neukunden, die beim Abschluss eines Abos kein vergünstigtes Handy wollen, zahlen 1000 SMS. * Bei Abschluss eines neuen flat Abos für 24 Monate.



einem Jahr. Bis zu 1000-mal in der Schweiz, in den USA sind es 100 000 im Jahr, und das ist eine konservativ geschätzte Zahl. Für die Skifahrer sind Schneebrettlawinen am gefährlichsten. Sie kommen vor, wenn eine obere Schneeschicht sich ablöst. Sie können harmlos anfangen, aber schnell eine tödliche Dimension annehmen. Meistens treten sie an Hängen mit 30- bis 50-prozentiger Neigung auf. Auf den Gletschern Alaskas messen Experten auch die Temperatur im Schnee. Wenn diese in verschiedenen Schichten stark differiert, ist eine Lawine wahrscheinlich.

Sogar in England gab es mal eine Lawine.

In der Stadt Lewes im Süden Englands. Von einem Felsen, der nur 100 Meter hoch ist, löste sich eine Lawine und begrub sieben Anwesen unter sich. Der Maler Thomas Henwood hielt sie in einem Bild fest.

Nach 1775 sank die Durchschnittstemperatur in Europa. Man spricht von der Kleinen Eiszeit. Vulkanausbrüche trugen ein Übriges dazu bei, den Himmel zu verdunkeln und die Atmosphäre abzukühlen. Das Jahr 1816 wurde in Europa und Nordamerika als das Jahr ohne Sommer bekannt. Ganze Schlachten gingen im Schnee verloren. Die Niederlage Napoleons im russischen Schnee 1812 war nur eine von ihnen. Die Romane von Dickens spielen vor dem Hintergrund harter Winter. Schubert komponierte seine «Winterreise». Der Maler J.M.W. Turner bereiste die Alpen und malte einige seiner berühmten Schneebilder, darunter «Niederengang einer Lawine in Graubünden». Mit Gustave Courbet erlebte die Schneemalerei in Europa einen Höhepunkt, dann war die Kleine Eiszeit vorbei. Die Schneemalerei kam aus der Mode. Den Impressionisten

Energie. Und der Kunstschnee ist kein wirklicher Schnee, sondern eher gefrorenes Wasser. Er kristallisiert nämlich nicht wie richtiger Schnee.

Ich dachte, ein Japaner habe schon echten Schnee hergestellt? Kann man den nicht auf die Pisten sprühen?

Ja, jemand wie Nakaya hat es geschafft, aber im Labor. Heute ist Kenneth Libbrecht, ein Forscher am California Institute of Technology, führend in der Herstellung künstlicher Schneekristalle. Aber für den Einsatz in Ski-gebieten wäre das Verfahren wohl leider viel zu aufwendig und zu teuer.

Charlie English: The Snow Tourist. A Search for the World's Purest, Deepest Snowfall. Portobello Books, 2008.

Eine von 300

Wafah Dufour heisst eigentlich Wafah Bin Laden und ist eine Nichte von Osama Bin Laden. Sie ist Model. Und möchte jetzt singen.



Satinlaken und Schaumbäder: Karrierefrau Dufour.

Wafah Dufour — Im Grunde ist sie ja nur eine unter vielen, eine unter rund 300, um genau zu sein. Wafah Dufour ist eine der zahlreichen Nichten und Neffen von Osama Bin Laden, konkret die Tochter von Bin Ladens Halbbruder Yeslam und dessen Schweizer Gattin. Für eine junge Dame, die es ins Rampenlicht drängt, ist dieser Nachname natürlich etwas hinderlich, man denkt an Bärte und Höhlen und nicht an Glamour und Sex-Appeal. Wafah Bin Laden hat sich deshalb den Mädchenamen ihrer Mutter zugelegt. Und dann vor drei Jahren im Männermagazin *GO* posiert. Richtig, die Mode spielte bei diesem Shooting eher eine untergeordnete Rolle, Wafah trug

meist nur Klitzekleines – oder gar nichts. Sie räkelte sich in glänzenden Satinlaken, sie nahm ein Schaumbad und schaute dabei immer sehr schmolmundig und leicht schläfrig in die Kamera. Ihr Onkel wird angesichts der Bilder wohl kaum frohlockt haben. Gelohnt hat es sich dennoch, die 28-Jährige stieg danach ins Modelgeschäft ein. Das reicht ihr jetzt aber nicht mehr. Anspruchsvoller soll es künftig sein, liess sie unlängst verlauten. Sie will jetzt Sängerin werden. Onkel Osama möchte sie auf der Platte einen Song widmen. Ein Whitney-Houston-Cover. Karrieretechnisch gesehen wäre «I Will Always Love You» vermutlich nicht gerade das Gelbe vom Ei. (*bwe*)

Gwyneth Paltrow — Sie hat ja damals, 1999, einen Oscar bekommen für ihre Rolle in «Shakespeare in Love» und trug eine Frisur, aufgrund deren man annehmen musste, ihre Hairstylistin verfüge über einen bösartigen Charakter. Paltrow hielt mit an den Kopf geklatschten Haaren hysterisch schluchzend ihre Dankesrede, danach hörte man nicht mehr besonders viel von ihr. Ausser, dass sie sich mit dem Leadsänger der britischen Band Coldplay verheiratet hatte und ein Kind namens Apple gebar. Jetzt hat sie ihren neusten Film «Two Lovers» in New York präsentiert, das Medieninteresse war gering. Vielleicht, weil Paltrow längst das Metier gewechselt hat. Sie ist eine Art Lifestyle-Guru geworden. Sie macht Yoga und turnt am Fernsehen ihre Übungen vor. Sie ernährt sich vegan und plant ein Kochbuch. Und die Eröffnung eines Fitnesscenters, zusammen mit dem Trainer von Madonna, ihrer besten Freundin. Auf ihrer Website *goop.com* gibt sie zudem allerhand Tipps, von der Kunst der Familienharmonie über Ernährungsratschläge («Vermeiden Sie weisses Essen») bis hin zu Rezepten für Bananen-Nuss-Muffins. erinnert irgendwie an ein Handbuch für gelangweilte Ehefrauen aus den Fünfzigern. (*bwe*)



Bananen-Nuss-Muffins: Lifestyle-Guru Paltrow.

Tilman Jens — Sein Vater galt als das «Gewissen Deutschlands», war einer der ganz grossen Intellektuellen, ist heute 86 Jahre alt und leidet seit geraumer Zeit an Demenz. Weshalb wohl der Sohn die Gunst der Stunde nutzte, um ein Buch mit dem sinnigen Titel «Demenz: Abschied von meinem Vater» über den wehrlosen, aber noch lebenden Übervater zu schreiben. Darin ist viel die Rede von der «Droge Publikum», von einem Patriarchen, von einem,

der niemand anderen neben sich duldet, was für die Familie nicht immer einfach zu ertragen gewesen sein muss und für den ältesten Sohn Tilman erst recht nicht. Und klar, besonders sympathisch findet man diesen privaten Jens tatsächlich nicht. Dennoch ist das deutsche Feuilleton erschüttert, dass Tilman Jens einen derart öffentlich inszenierten Vatermord begeht. Und er nicht zu merken scheint, dass die von ihm am meisten kritisierten väterlichen Charakterzüge in direkter Linie weitervererbt worden sind. (bwe)



Männer und Frauen: Modemacher Joop.

Wolfgang Joop — Ausser den einschlägigen Klatschmagazinen, die froh sind um jeden vermeintlichen Funken Glamour in deutschen Landen, mag sie ja im Grunde niemand. Heidi Klum ist zu glatt, zu omnipräsent. Und dann diese aufgesetzte Perma-Fröhlichkeit! Nachdem schon Modekaiser Karl Lagerfeld in seiner unnachahmlichen Arroganz demonstrierte, dass er vom umtriebigen Model nichts hält («Heidi wer?»), legt jetzt Berufskollege Wolfgang Joop noch einen drauf. In der *Bunten* konstatierte er, dass Klum kein Topmodel sei, sondern ein «Werbegirl». Und: «Wo in der High Fashion hat jemand dieses Dauergrinsen? Aber ohne Grinsen hat sie keinen hübschen Mund.» Zudem bemängelt der angriffslustige Joop die engstehende, Augen, die schmalen Lippen, die fehlende Mimik und den «doch recht wuchtigen Körper» seiner Landsfrau. Mit diesen physischen Mängeln, sagt Joop weiter, hätte sie in ihrer eigenen Show «Germany's Next Topmodel» nicht den Hauch einer Chance. Eigentlich mag man alternde Männer nicht, die sich in diesem Ton über Frauen äussern. In diesem Fall machen wir eine Ausnahme. (bwe)



Meine milde Woche

Unser Kolumnist beendet den Streit mit einem und macht einem anderen Bekannten ein Angebot. Ferner geht er ein auf Kritik. Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in München. Vor meiner Abreise gab es im Zürcher «Kaufleuten» noch die Swiss Music Awards (zum zweiten Mal, MvH fand die Veranstaltung bereits vergangenes Jahr gut). Es handelt sich dabei im Grunde um einen Branchenanlass (das war ein Kompliment), es kamen viele Gäste aus dem Musikgeschäft und ziemlich wenig *hangers-on* (sogenannte Nichtleistungsprominente aus anderen Branchen, wie zum Beispiel Ihr Kolumnist). Ich wäre dem «Executive Producer», **Oliver Rosa**, als «Dresscode Consultant» zur Verfügung gestanden, gratis, nebenbei; aber man wollte nicht auf mich hören. Bloss, Smoking und Türöffnung 18.30 Uhr gehen nicht zusammen – Smoking ist für Erwachsene, 18.30 ist Kindergeburtstag.

Während des Aperitifs begegnete mir **Kuno Lauener**. Ich fragte ihn, ob wir immer noch Streit hätten. (Alte Geschichte, Sommer 1994, ich hatte irgendetwas geschrieben, das er gesagt, aber nicht mehr gut gefunden hatte, nachdem es gedruckt worden war. Darauf hatte er irgendetwas gesagt über mich in einem Interview, das vermutlich ebenfalls gestimmt, ich aber blöd gefunden hatte, und so weiter.) *The good news:* Wir haben keinen Streit mehr. Das passt mir, ich finde ihn und seine Musik nämlich gut (Züri West bekamen den Swiss Music Award für «Best Live Act»). Ferner liest er mich und hat den Artikel von damals noch immer im Kopf. Kurz, alle sind happy. Ich denke, ich wäre zurzeit sogar bereit, Büne Huber zu vergeben für seine Sätze über mich.

Als ich meinen Platz für die Show suchte, der, übrigens, weit vorne lag für meine Verhältnisse

(eine Reihe vor **Nik Niethammer**, *Schweizer Illustrierte*, fünf Reihen hinter **Piero Esteriore**; wer ganz vorne sitzen will, muss beim Ringier-Verlag mit der Tür bzw. dem Auto der Mama ins Pressehaus fallen, nicht Chefredaktor werden), als ich meinen Platz suchte also, stellte mich jemand **Nicole Berchtold** vor. Sie sagte: «Ich habe Sie schon im Fernsehen gesehen.» Das war wahrscheinlich die Zeile des Abends. (Für Leser, die wenig fernsehen: Sie moderiert «Glanz & Gloria» auf SF 1.)

Neben mir sass ein Mädchen, das ich nicht erkannte. Ich fragte, ob sie eine Nomination habe in der Kategorie «Best Album Urban», so wie sie zurechtgemacht war (Top, das im Grunde nur aus Trägern bestand; Sonnenbrille mit Perlen, Strasssteinen; Leggings). Sie sagte: «Nein.» (Und sie sei **Jennifer Ann Gerber**, Miss Schweiz 2001.) Ein Wort zur Moderation (**Melanie Winger**, Miss Schweiz 1996): ordinär. (Nicht im Sinn von gewöhnlich, sondern von unanständig.) Oder ist das altmodisch, wenn es einen stört, dass eine Frau kaum einen Satz sagt ohne «geil» und/oder «fuck»? (Man sagt ja, Männer mögen ordinäre Frauen. Kann sein, aber eher zu Hause.) *However*, ich glaube, sie hätte etwas erreichen können mit Anstand.

Jetzt München: Ich war Gast von **Thomas Sabo**, einem Schmuck- und Uhrenhersteller. *Speaking of which*, es scheint Kollegen zu stören, wenn ich schreibe: «Ich war Gast von ...» («Dass sich MvH gerne einladen lässt, erzählt ein Prominenter», *Schweizer Illustrierte*; «Er positioniert sich als Society-Kolumnist, der an teure Veranstaltungen eingeladen wird», *Sonntagszeitung*.) *Well, well, well*. In München, nebenbei, war eine Kollegin dabei von *20 Minuten Friday* (gehört zu Tamedia, wie die *Sonntagszeitung*) plus eine vom *Blick am Abend* (gehört zu Ringier, wie die *Schweizer Illustrierte*). Ich meinte, die hätten Flug und Hotel selber bezahlt. Das ist normal bei Ringier, nicht wahr? Und bei Tamedia gibt es ein Redaktionsstatut, das das Annehmen von Einladungen verbietet, angeblich. Interessanterweise hatte die Organisatorin noch kein Geld gesehen für Kostenrückerstattung, als ich nachfragte. Ist das Problem weniger, dass MvH sich einladen lässt? Ist das Problem mehr, dass er es schreibt, als Einziger?

Das Fest zum 25-Jahre-Firmenjubiläum von Thomas Sabo in einem Lokal mit Namen «Postpalast» war i. O. (1000 Gäste). Der Auftritt von **David Garrett** – ein «geigender Popstar» (*Welt*) mit Langhaar, Hut und ähnlichen Kleidern wie **Andres «Stress» Andrekson**, ein Rapper, oder **Sido**, ein anderer Rapper, während der Swiss Music Awards – kam an (bei Mädchen jedenfalls). Mir hat das Catering gefallen (Rindfleischsalat mit Minze, Hummer auf Risotto) – Feinkost Käfer ist halt schwer zu schlagen.

Mark van Huisseling: «Wie man berühmte Menschen trifft» (Rogner & Bernhard), jetzt erhältlich, zum Beispiel über www.amazon.de und demnächst in allen Buchhandlungen. 228 S., 53 Farbfotos, Fr. 41.90.

«Die Frauen gehen stark mit den Jahreszeiten»

Schmucktrendforscherin Susan Sagherian über geschwärztes Gold, die Romantik des Freundschaftsrings und das Ende der Krawattenklammer.



«Leichter Trend zum Formelleren»: Schmuckexperte Sagherian.

Wie wird man Schmucktrendforscherin?

Mich hat immer mehr interessiert, was in der Zukunft passiert, auch wenn die Schmuckwelt eine sehr reiche Vergangenheit hat. Ich stamme zudem aus einem Elternhaus, in dem Schmuck das Metier war. Sie arbeiten für Juwelier Kurz. Wer sagt Ihrer Schweizer Konkurrenz, was zum Trend wird?

Die Strukturen in der Schmuckbranche sind für gewöhnlich nicht sehr gross. Häufig sind es die Inhaber oder Einkäufer, die von der Uhrmacherseite oder vom Handwerk der Goldschmiede kommen.

Auch die Luxusbranche steht im Bann der Finanzkrise. Verkaufen sich millionenschwere Stücke überhaupt noch?

Das ist nicht unsere Domäne, wir pflegen eher die überschaubaren Preislagen.

Gibt es beim Schmuck Jahrestrends oder saisonale Trends wie in der Mode?

Wir stellen fest, dass die Frauen sehr stark mit den Jahreszeiten gehen. Helle Farben werden überwiegend im Sommer gekauft, dunklere im Winter. Darüber hinaus gibt es ein, zwei Jahrestrends mit wichtigen Farben. Zwei Jahre lang war beispielsweise Violett sehr wichtig für uns.

Wie wichtig ist die Abstimmung mit den Modetrends?

Heutzutage sind die Frauen die Entscheidungsträgerinnen. Sie sind sich ihres persönlichen Stils sehr bewusst. Wir beobachten insbesondere, wohin sich die Klassik entwickelt. Seit längerer Zeit haben wir die Puderfarben in der Mode, was sich auch im Schmuckbereich spiegelt.

Was wird demnächst en vogue sein?

Ein starker Trend ist die Verwendung von schwarzem oder geschwärztem Gold. Dieser Schmuck wirkt geheimnisvoll, er bekommt einen gewissen Retro-Look. Es gibt komplett

schwarze Schmuckstücke oder solche, die unter der Pavéfassung geschwärzt wurden, so dass die Farben der Steine neu zur Geltung kommen. Noch wichtiger als bisher wird vermutlich Rotgold. Und auf den Winter 2009/2010 sind Grüntöne gross im Kommen.

Spielt der Verlobungsring hierzulande noch eine Rolle?

Nein, eigentlich nicht, aber vielleicht ist in jüngerer Vergangenheit ein leichter Trend zum Formelleren auszumachen.

Und Freundschaftsringe?

Diese Ringe sind für uns hingegen ein ganz grosses Thema. Der romantische Moment, da man seinem ersten richtigen Schatz einen symbolträchtigen Ring übergeben möchte, scheint sehr wichtig zu sein.

Die Brosche hat ein älteres Image. Man sieht sie kaum an jungen Frauen. Weshalb?

Das hat mit dem oft bezweifelten Pragmatismus der Frauen zu tun. Gewisse Stoffe sind unangenehm zum Durchstechen, und obendrein gibt es ein kleines Loch. Früher trug man die Brosche an Mänteln, heute gibt man Mäntel an der Garderobe ab, befürchtet vielleicht, dass sie abhandenkommt. Die Brosche ist ein bisschen unpraktisch.

Ist Herrenschmuck männlich oder eher Firlefanze?

Sehr männlich, weil er geprägt ist von jungen, unverkrampften Männern, die sich auch gerne pflegen und schmücken.

Wie viel kosten Ihre preiswertesten, wie viel Ihre teuersten Manschettenknöpfe?

120 Franken und knapp 3000 Franken. Sie werden übrigens oft von Frauen geschenkt.

Aus der Mode gekommen sind die Hutnadel und die Tiara bzw. das Diadem. Was wird ebenso verschwinden?

Vielleicht die Krawattenklammer. Obwohl viele Männer sie wahrscheinlich benutzen, um die Krawatte zu fixieren – damit sie ihnen nicht in die Spaghetti gerät. Dekorative Colliers sind auch auf dem Rückzug.

Darf ein Mann mehr als einen Ring gleichzeitig tragen?

Wenn er in einem flamboyanten, sehr exzentrischen Umfeld lebt, im Showbusiness. Allen andern würde ich davon abraten.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

Ein Hauch von März

Von Jürg Zbinden

Die Leinwand-Liebeskomödie «Ein Hauch von Nerz» («That Touch of Mink») mit Doris Day und Cary Grant ist Schnee von gestern, genauer gesagt von 1962. Hier und heute möchte unsere Haut milde Sonne tanken, die Blumen wollen aus der Erde, und der «Vogel des Jahres 2009», der Eisvogel, überlässt dem Titelhalter des Vorjahres, dem Kuckuck, temporär das Revier. Der Mensch hat die Nase voll von Rekordschneemengen und Tiefsttemperaturen, von drohendem Glatteis und scharfer Bise, er verweigert Glühwein und Punsch. Der Märzwind soll endlich die neue Frühjahrsmode in die Läden wehen, sich keinen Deut scheren ums Aprilwetter, vielmehr Lust machen auf den Wonnemonat und einen schönen, langen Sommer.

1 — Miss Dior Chérie L'eau: Die Liebhaberinnen der Gardenie tupften oder sprühten Miss Dior Chérie bisher als Eau de Parfum oder Eau de Toilette auf ihre Haut. Das Eau ist naturgemäss etwas leichter und wurde vor allem um die Patschuli- und Karamellnoten reduziert. Ab 18. März im Fachhandel. 100 ml kosten Fr. 129.–, für 50 ml lautet der Preis Fr. 92.–.

2 und 5 — Die Frühlings- und Sommermode 2009 von H&M erinnert mit mädchenhaften Pastellfarben an das Saint-Tropez der sechziger Jahre, an Brigitte Bardot und jüngere Semester vielleicht auch an ihren kürzertretenden Model-Klon Claudia Schiffer. Die Jeansjacke kostet finanzkrisenresistente Fr. 79.90, die umgekrempelte Hose Fr. 69.90. Kaum kostspieliger ist das zweite Ensemble von Hennes & Mauritz: Die Jacke macht Fr. 169.–, während das hellblaue Volantkleid auf exakt denselben Preis zu stehen kommt wie die Jeansjacke, also Fr. 79.90.

3 — Zum Glück hat nicht jedermann eine Meise, in diesem Fall eine Kohlmeise. Der Porzellanvogel aus der 1917 gegründeten Manufaktur Hutschenreuther ist dezent vergoldet und kostet Fr. 312.–. Aus derselben Manufaktur können ausserdem junge Blaumeisen und Spatzen unter die Fittiche genommen werden. Bezugsquellen: info@rosenthal-schweiz.ch.

4 — Das Modell Jana ist mit Lavendel und Wildblumen übersät. Girls, die schon ein Dutzend Handtaschen besitzen, wird es mit dieser Investition (Fr. 1500.–) gehen wie der UBS und Britney Spears: «UBS! I did it again.» Von Bally, Bahnhofstr. 66, Zürich.



1



2



3



5



4



Auto

Postmoderner Koreaner

Der Kia Soul ist ein wenig Van, ein wenig Kombi und ein wenig Lifestyle-Auto. Und damit seiner Zeit voraus. *Von Ulf Poschardt*

Das Schicksal gewagter Concept-Cars ist es, als Pointe in Powerpoint-Präsentationen von Trendforschern zu enden. Der Kia Soul begann seine Karriere als Konzept-Studie, mauerte sich in Genf zur Serienreife und wird ab sofort in Deutschland verkauft. Die vornehme Schweiz scheint noch etwas zu warten.

Die Präsentation des Kia darf als eine Art Rache an den Trendforschern verstanden werden. «A new way to roll», heisst es auf der Homepage kiasoul.com, die aussieht als hätte ein Zeitgeistprofi versucht, so viel jugendliche Energie und Buntheit auf eine Web-2.0-Platt-

form zu packen, wie technisch möglich ist. Eigentlich soll der Kia ein urbaner koreanischer Kleinwagen sein, doch der um ihn gebastelte Hype will mehr. Wissen Sie, was ein CUV ist? Ein Crossover Utility Vehicle, ein Auto, das alles Mögliche könnte: ein winziger Van, ein Mikro-Kombi, ein Lifestyle-Auto, wie Kia stolz vermeldet. Gut 1.60 Meter hoch und deutlich über 4 Meter lang, bietet er im Innenraum Platz wie ein Mittelklassewagen. Für Mütter und moderne Väter mit drei Kindern eine schöne Sache. Die Kinder werden die Mangalackierungen lieben.

«Warum sollte in Zukunft alles anders sein?», fragt Kia und antwortet selbst: «Warum nicht?» Es ist Neuland, das betreten bzw. befahren werden soll. Seit der koreanische Autohersteller Kia seine Europa-Zentrale in Frankfurt hat und mit Peter Schreyer einen guten Designer (Audi TT, Audi A2), will sich die Hyundai-Tochter zur Lifestyle-Marke entwickeln. Weg vom Auto für Sparsame hin in die Lebenswelten der postmodernen Angestellten. Dieser Kia will, dass die Umwelt ihn wahrnimmt, so wie manche Menschen mit

bunten Brillen dies wollen. Wie ein geknautschter Hot-Rod mit gepimpten Felgen biegt der Soul um die Ecke. In Genf nannte man die Wagen entsprechend keck «Diva», «Burner» oder «Searcher», gab ihnen goldene Felgen, rote Spiegel oder eine mattschwarze Techno-Camouflage.

Der Soul ist fast so teuer wie ein VW Golf, die Serienausstattung ist aber ein wenig anspruchsvoller. Es gibt eine Stereoanlage mit MP3-Anschluss und eine USB-Schnittstelle am Armaturenbrett. Verführerisches Extra sind die dicken 225er Leichtmetallfelgen, die der MTV-Werkstatt von «Pimp My Ride» alle Ehre machen würden. Als Motor ist der durchzugsstarke Diesel zu empfehlen, der durchschnittlich nur 5,2 Liter verbraucht und 137 g/km CO₂ ausstösst. Auch wenn Kia will, dass die Strasse zum Laufsteg wird, so muss man diesem Auto wünschen, dass sich die Konsumenten von dem grellen Marketing nicht abschrecken lassen. Ganz in Schwarz mit schwarzen Sitzen und den dicken Felgen sieht er am besten aus: ein Gag für ökologisch korrekte Gangster-Rapper und für die Ehefrau des agilen Trendforschers.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Kia Soul 1.6 CRDi

Hubraum: 1582 ccm; Leistung: 128 PS
Höchstgeschwindigkeit: 182 km/h
Preis: 19 225,- Euro



Ente, Gans, Taube

Gefieder auf dem Teller und ein schöner Blick auf Zürich. Wir essen im «The Restaurant» des «Dolder Grand». *Von David Schnapp*

Der Taxifahrer kündigt «das Schloss des Grafen Dracula» an, bevor wir den Haupteingang des «Dolder Grand» erreichen. Kurz darauf werden wir zu einem intimen Tisch hinter einer Trennwand eskortiert, wo wir, *top of Zurich*, einen schönen Blick auf die Stadt geniessen.

Die Intimität des Tisches täuscht etwas, wir sind zwar separiert von anderen Gästen, dafür taucht immer wieder lautlos eine Kellnerin oder ein Kellner auf: perfekter Service, kein Glas bleibt leer und kein Stück Brot unersetzt. Und schon kommen die ersten Grüsse aus der Küche, die sich zu einem Begrüssungsgewitter steigern. Es beginnt mit Apéro-Häppchen, verschiedenen Brotsorten sowie Aufstrichen, und alsbald grüsst aus der Küche eine schottische Auster mit Zimtsud, Apfel und Röstzwiebel.

Koch Heiko Nieder scheint eine Art Ingenieur der gehobenen Küche zu sein, im Verlauf des Menüs gibt es kaum etwas, was nicht überlegt und präzise zubereitet wird. Ich entscheide mich für eine Troika aus Gefieder und beginne mit einer Entenleberterriner. Die Vorspeise mei-

ner Begleitung wird banal als «Wintersalat mit Gemüse» angekündigt, die Gemüsehäufchen – Blumenkohl, Randen u. a. – sind aber mit solcher Sorgfalt zubereitet, dass wir sicher vom «Wintersalat des Jahres» sprechen können.

Auch mein zweiter gefiederter Gast, ich bekomme es mit der Stopfleber einer Gans zu tun, ist sehr, sehr gut. Einmalig die Textur der Leber, wunderbar die Begleitaromen: geröstete Haselnüsse, Ingwer, Orangensauce. Die gekonnten Geschmackscompositionen setzen sich mit der Taube fort, die als Hauptgang eingeflogen wird und mit Schokolade, grünem Tee und Maronen angerichtet ist.

Bis zum Dessert (eine Wucht aus Zitronen, Bananen und Weissbier) wünsche ich mir fast, es gäbe irgendwo einen kleinen Fehler. Fast unheimlich perfekt ist die Arbeit des Kochs, Dracula hat zumindest einen exzellenten Geschmack. Der hat seinen Preis, auch die Rechnung ist *top of Zurich*, aber des Gebotenen absolut würdig.

The Restaurant im The Dolder Grand, Kurhausstrasse 65, 8032 Zürich. Tel. 044 456 60 00, www.thedoldergrand.com. Sonntags und montags geschlossen



Null Fehler: Chefkoch Heiko Nieder mit seinem Team im «The Restaurant».

Schöne neue Welt

Von Peter Rüedi



Wie geblasen, so geritten. Das ist jetzt nicht, was Sie denken, sondern ein Satz aus vergangenen Tagen der Kavallerie. Vor zwei Wochen erscholl hier eine Fanfare für den unaustralischsten aller australischen Rieslinge, den Isolation Ridge von Frankland Estate. Die Roten würden folgen, versprach ich. *Les voilà!* Allesamt folgen sie der Linie, die Judi Cullam und Barrie Smith seit der Gründung ihrer westaustralischen *outstation* verfolgen. Auf das Terroir kommt es an, Labortechnik soll nur helfen, die Trauben von sehr verschiedenen Böden möglichst behutsam in die Flasche zu bringen. So ist nicht einmal die Bombe von einer Shiraz-Cabernet-Cuvée mit jenen australischen Totschlägern aus Barossa zu vergleichen, obwohl sie noch am ehesten eine Hommage an des australischen Grossvaters Wein ist.

Die sorgfältig selektionierten Trauben sind spät, aber nicht zu spät gelesen; der Ausbau im 500-Liter-Fass tut ein Übriges: «Wir wollen mehr ein Gefühl von Holz in unseren Weinen.» Frankland Estate ist gerade mal zwanzig Jahre alt, aber Barrie Smith hat den Magen, Baroness Philippine de Rothschild zu zitieren: «Das Wein-Geschäft ist eigentlich ziemlich einfach. Nur die ersten 200 Jahre sind etwas schwierig.» Da hat es das Ehepaar im westaustralischen Busch schon weit gebracht. Von der raren Parade-Cuvée abgesehen, orientiert es sich an Europa und strebt eigenständige Interpretationen an. Noch am nächsten am Kanon ist ein fadengrad perfekter Cabernet Sauvignon. Der Shiraz bleibt mein Liebling. Am spannendsten aber ist ein weiterer Blend: die Cabernet-Franc-Melot-Komposition Olmo's Reward. Sie ist dem Pionier der Zone gewidmet, Dr. Harold Olmo, der zuerst deren Potenzial erkannt hatte. Parker bezeichnete den 2002er als «australischen Cheval Blanc». Das ist nicht mal übertrieben. Fabelhaft im Gleichgewicht, über oder unter der Frucht ein Hauch von Harz und Menthol. Eine *Trouvaille*. Ein Glück, schafft uns Exklusivimporteur Gatti so etwas auf unsere europäischen Tische.

Frankland Estate: Cabernet Sauvignon Isolation Ridge Vineyard 2003. 14%, Fr. 21.50; Shiraz Isolation Ridge 2004. 14,5%, Fr. 23.50; Olmo's Reward 2002. 13,5%, Fr. 28.50; Smith Cullam Shiraz/Cabernet 2005. 14,5%, Fr. 43.–. Vinoversum, Neftenbach (www.vinoversum.ch)

Belletristik

- 1 (5) **Daniel Glattauer:**
Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 2 (1) **Daniel Kehlmann:** Ruhm (*Rowohlt*)
- 3 (4) **Philip Roth:** Empörung (*Hanser*)
- 4 (2) **Simon Beckett:**
Leichenblässe (*Wunderlich*)
- 5 (9) **T. C. Boyle:** Die Frauen (*Hanser*)
- 6 (7) **Carlos Ruiz Zafón:**
Das Spiel des Engels (*S. Fischer*)
- 7 (8) **Susanna Schwager:** Das volle Leben –
Frauen über 80 erzählen (*Wörterseh*)
- 8 (–) **Paul Wittwer:** Giftnapf (*Nydegg*)
- 9 (6) **Paulo Coelho:** Brida (*Diogenes*)
- 10 (–) **Susanna Schwager:** Das volle Leben –
Männer über 80 erzählen (*Wörterseh*)

Sachbücher

- 1 (1) **René Zeyer:**
Bank, Banker, Bankrott (*Orell Füssli*)
- 2 (2) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:**
50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 3 (–) **Lukas Hässig:**
Der UBS-Crash (*Hoffmann und Campe*)
- 4 (6) **Barack Obama:**
Hoffnung wagen (*Riemann*)
- 5 (7) **Rüdiger Schache:** Das Geheimnis
des Herzmagneten (*Nymphenburger*)
- 6 (–) **Richard D. Precht:** Wer bin ich –
und wenn ja, wie viele? (*Goldmann*)
- 7 (4) **Karl Wild:** Hausi Leutenegger (*Huber*)
- 8 (9) **Barack Obama:**
Ein amerikanischer Traum (*Hanser*)
- 9 (3) **Rhonda Byrne:**
The Secret – Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 10 (–) **Carla Del Ponte:**
Im Namen der Anklage (*S. Fischer*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband
SBVV/Media Control

Apropos: Rolf Hochhuth

Sein Drama «Der Stellvertreter» über die Rolle des Vatikans während des Holocaust ist wieder sehr aktuell, nachdem der jetzige deutsche Papst gerade einen Holocaustleugner heimgeholt hat. Vor genau fünfzig Jahren hat Rolf Hochhuth das Stück in Rom konzipiert. Nach der Uraufführung in Berlin 1963 löste es wütende Proteste aus und machte den Urheber zu einem der meistgespielten Dramatiker. Immer hat Hochhuth auch Gedichte geschrieben, gerade wieder unter dem Titel «Vorbeugehaft» im Rowohlt-Verlag. Darin ist er wie in den Theaterstücken ein Gegner alles Hermetischen. PEN und Penis bringt er zusammen, Viagra ist ihm einen Vers wert wie Weizsäcker, die Pendlerspauhschale fehlt so wenig wie die Spassgesellschaft. Seine Haut ist so dünn wie erstaunlich zäh. Vom politischen Entblätterer zum Erotiker ist es bei Hochhuth nur ein Schritt, sublim ist manches, lächerlich nur Verzeihliches. (*js*)

Bewegung im Stillstand

Im Zentrum von Lukas Hartmanns neuem Roman steht der Weltumsegler Captain Cook. «Bis ans Ende der Meere» zeigt die verfehlte Begegnung zweier Kulturen. Von Charles Linsmayer

Der Berner Schultheiss Niklaus von Steiger, Protagonist in Lukas Hartmanns Roman «Die letzte Nacht der alten Zeit» (2007), scheut vor einer Begegnung mit dem berühmten Landsmann John Webber zurück, der, während er selbst das alte Bern vor dem Ansturm der neuen Zeit zu retten sucht, als Expeditionsmaler von James Cook die Welt bereist. Und doch nimmt ihn, als er 1784 den Prachtband mit Webbers Bildern in Händen hält, wunder, «wie sich der Geist des Seefahrers durch die ständige Unsicherheit von Wellengang und Wetter» verändere.

Die Antwort findet sich in «Bis ans Ende der Meere», Hartmanns neuestem Buch, das sich in seinen überseeischen Teilen spannend wie ein Abenteuerroman liest, aber einer virtuosen Komposition mit wechselnden Perspektiven, Zeitebenen und Rückblenden gehorcht.

Kunst und Staatsräson

Wir schreiben 1781, die «Resolution» und die «Discovery» sind seit zwei Jahren von der dritten Südsee- und Arktis-Expedition zurück, bei der James Cook unter mysteriösen Umständen ums Leben kam, und John Webber ist damit befasst, die Bilder und Zeichnungen auszuwerten und für die Kupferstiche des Prachtbands bereitzustellen. Dabei bestätigt sich im Umgang mit der Admiralität, was ihm schon Cook selbst klargemacht hat: dass nicht die authentische Zeichnung der Vorgänge, sondern eine Darstellung gefragt ist, die einer «höheren», durch die Staatsräson bestimmten «Wahrheit» entspricht, die man dem Publikum zumuten kann und die Cook als Helden mit weisser Weste präsentiert.

Cooks Witwe durchschaut den Mechanismus, stellt das Gemälde mit dem kühn-heroischen Konterfei ihres Mannes verkehrt an die Wand und reisst die Seite mit der geschönten Darstellung seines Todes als Opfer von heimtückischen «Wilden» aus dem Prachtband heraus. Was nicht ohne Wirkung auf John Webber bleibt, der, während der Starkult um Cook immer höhere Wellen schlägt, anhand eines verbotenerweise geführten Tagebuchs auch selbst nochmals rekapituliert, was auf jener Reise tatsächlich geschah.

Nirgends in einem nationalen Sinn beheimatet – «vielleicht habe ich bloss Luftwurzeln» –, bewahrt Webber sich eine Vorurteilslosigkeit, die vielen Reisegefährten abgeht. Und bei J.L. Aberli hat er als junger Maler gelernt, sich auf das Wichtige zu beschränken,

«die richtigen Einzelheiten hervorzuheben» und «ihre Fülle zu reduzieren», ohne dadurch jenes Gefühlsmässige verkümmern zu lassen, das ihn leidenschaftlich lieben lässt, wo andere unbeteiligt bleiben.

Obwohl er ihn wie einen Sohn behandelt, erkennt Webber im herrisch auftrumpfenden und in seinem Zorn masslosen Cook einen zutiefst einsamen, unglücklichen, von Ehrgeiz getriebenen Menschen, der immer tiefer in eine missliche Lage gerät. Dass er die ominöse Nordwestpassage, die erst Amundsen würde passieren können, nicht findet, macht ihm schwer zu schaffen, seine schwerste Niederlage aber ist, dass er seine Männer nicht davon abhalten kann, mit den Insulanerinnen Verkehr zu haben und sie mit der Syphilis anzustecken. Kurz vor seinem Tod, den er mit einer unverhältnismässig brutalen Strafaktion selbst verschuldet hat, erkennt er hellsichtig, dass die «Boten der Zivilisation» nicht nur das Gute auf die Inseln gebracht haben, sondern im Drang, «das Erforschte, tot oder lebendig, besitzen zu wollen», auch das Schlechte. Dieser Cook ist es, von dem Webber hätte künden wollen. Aber die Zensur zwingt ihn, einen sterilen Helden aus ihm zu machen.

Begegnung mit den «Wilden»

Und genau so geht es auch mit der verbrecherischen Behandlung der Eingeborenen, deren Zeuge Webber wird und die von den Beteiligten als dunkle Hypothek so gut wie möglich verdrängt wird. Als sollten all die kommenden Verbrechen an fremden Völkern wie im Sandkasten vorweggenommen werden, kommt einem vor, was da passiert, wenn Hybris und Unverständnis umschlagen in Hass und Zorn und einer gestohlenen Ziege wegen ganze Dörfer niedergebrannt werden. Wobei es, um den Kulturschock in der Begegnung mit den «Wilden» nachvoll-

«Man muss sich tragen lassen vom Meer und zugleich wissen, dass es bodenlos ist.»

ziehbar zu machen, schon genügt, jene als Volksbelustigung aufgezogene Waschaktion an vier Indianermädchen anzuführen, die unter dem Gelächter der Mannschaft ausgezogen und von ihrer Bemalung und ihrer Schmutzigkeit befreit werden, ehe die Weissen sich an ihnen vergehen. Ein sprechendes Beispiel ist auch der Insulaner Omai, den Cook 1774 nach Eng-



Abenteuer in der Südsee: Entdecker Cook (1728–1779).

land gebracht hatte und der nun, eine armselige Karikatur in der Nachahmung der Kolonialherren, wieder auf eine der Inseln zurückgebracht wird, wo er gar nicht mehr hin will. Ebenso heroisiert wie Cook selbst, wird er später dem Südsee-Musical «Omai or a Trip Round the World» den Titel geben.

Während der fast dreijährigen Fahrt, die nicht nur die eindrücklich gezeichneten Höhepunkte in der Begegnung mit fremden Menschen von Tahiti bis Alaska, sondern auch unzählige Tage unter beengten Bedingungen an Bord der Schiffe kennt, tritt Webber in Kontakt mit den verschiedensten Sonderlingen,

Käuzen und tragischen Figuren, die der Erzählung Vielfalt und Lebendigkeit vermitteln. Dazu gehört der abergläubische alte Watman, der wie Cook ein Wasserwesen ist, das an Land verkümmern würde. Oder Goulding, der sich in seiner Frömmigkeit selbst für den Verrat bestraft, den er mit den Insulanerinnen an seiner toten Frau begeht. Der melancholische Schiffsarzt Anderson, der die moralische Schiefelage der Expedition wie kein anderer durchschaut und 27-jährig der Tuberkulose zum Opfer fällt. Oder der Fähnrich Trevenen, der, auch dies ein eindrücklich umgesetztes Thema des Buches, Rivalitäten unter seinen heimlichen

Liebhavern provoziert und ohne Erfolg auch auf Webber ein Auge wirft.

Webbers Gefühle aber gehen ganz andere Wege, gilt seine sehnsüchtige Zuneigung doch jener Prinzessin Poetua, die Cook auf den Gesellschaftsinseln mit ihrem Vater, König Orio, als Geisel genommen hat und die er in der Kajüte der «Discovery» malen durfte. Nirgends wie hier gelingt es Webber, wie Aberli es forderte, mit seinem Modell zu verschmelzen und ein Bild zu schaffen, das ihn, auch wenn alles nur eine Illusion war, noch jahrelang nicht loslassen wird. Obwohl Cook findet, er habe sie «unserem Geschmack angeglichen», kommt Webber bei der Darstellung dieser Unreichbaren jener Wahrheit am nächsten, nach der er auf der Suche ist und die umzusetzen ihm die Staatsräson ansonsten untersagt.

«Berner Serie»

Obwohl sie nichts leuchtend Exotisches mehr an sich haben, sind vielleicht die letzten Kapitel, als Webber sich, mit seiner Erinnerung allein gelassen, immer mehr von seiner Umwelt entfremdet und erkennt, wie unfrei er mit seiner Kunst letztlich gewesen ist, die stärksten des Buches. Jene Seiten, auf denen er sich nach dem Meer zurücksehnt, das dem Ruhelosen am Ende nun doch zur Heimat geworden ist: «Es ist die Weite, der Blick ins Offene, die dauernde Bewegung im scheinbaren Stillstand. Man muss sich tragen lassen vom Meer und zugleich wissen, dass es bodenlos ist, unergründlich.»

Mit diesem Künstlerroman, der die verfehlt früheste europäisch-pazifische Kulturbegegnung zum Modellfall für Späteres macht, fügt Hartmann der seit 1992 entstehenden, inzwischen achteiligen «Berner Serie» einen Band hinzu, der mit den andern wiederum vielfach vernetzt ist. So erinnert der Insulaner Omai an jene Marguerite in «Die Mohrin», die ein Berner Adliger von der Karibik nach Europa verpflanzt. «Die Seuche» nimmt mit der Ausbreitung der Pest im 14. Jahrhundert die fatalen Auswirkungen vorweg, die unter Cook die Syphilis auf den Südseeinseln zeitigt. «Die Tochter des Jägers» zeigt, wie wenig der Kolonialismus 150 Jahre später in Afrika dazugelernt hat, während «Die Frau im Pelz» und «Die Deutsche im Dorf» mit den Naziverbrechen die fatalste Weiterentwicklung jenes Vernichtungsrausches evozieren, den die Briten nach Cooks Tod 1779 auf Hawaii ausgelebt haben. Nicht als Bestien in Menschengestalt, sondern weil jenes Dunkle und Abgründige in ihnen die Oberhand gewann, von dem der lautere Zeuge Webber weiss, dass es in jedem von uns mit drinsteckt.

Lukas Hartmann: Bis ans Ende der Meere. Roman. Diogenes. 496 S., Fr. 39.90

Alles geht

Von Peter Rüedi

Immer weniger ist Jazz eine definierbare Musik, immer mehr eine Art, mit (unterschiedlichsten) Musiken umzugehen. Das war in den Anfängen schon einmal so, als keiner so recht wusste, was unter dem Four-Letter-Word zu verstehen sei, und mancher partout kein «Jazzmusiker» sein wollte. Heute sind Purismen obsolet wie nie. «Wichtig ist nicht, was man spielt, wichtig ist, wie man spielt», sagt der französische Meistervibrafonist Franck Tortiller. Damit meint er nicht Verachtung des Materials, das sich der Improvisator (oder Arrangeur) vornimmt, sondern die grundsätzlich freie Auswahl aus allem: aus allen Weltgegenden, allen historischen Spielformen, allen Stilhöhen. Wenn aus diesem «anything goes» anderes entstehen soll als Beliebigkeit, liegt das allein am Temperament und an der Glaubwürdigkeit des Interpreten. Mehr denn je gilt: Es kann einer alles, vorausgesetzt, er kann es.

So die Gruppe Trilog des französischen Drummers Olivier Le Goas mit dem Saxophonisten Vincent Mascart und dem Gitarristen Manu Codjia. Le Goas hat sich nicht nur mit klassischer Perkussion beschäftigt, sondern mit der ganzen Musikgeschichte. Die «Seven Ways» (so der Titel der neuen CD) sind Zugänge zu selbstentworfenen Vorlagen und zu Einfällen des schwäbischen Frühbarock-Meisters Erasmus Widmann (1572–1634; «Le Chant du Regards»), eines Anonymus des 17. Jh. («Rêves de Bourgogne»), von Maurice Ravel (1875–1937; «Sainte»), Henry Purcell (1659–1695; «The Answer») und Bill Evans (1929–1980; «Turn Out the Stars»). Mit «Verjazzungen» aus den Tagen des Nierentischs hat diese sprühend beschwingte, nie schulmeisterliche, immer schwebende Musik nichts zu schaffen. Sie bemächtigt sich der historischen Piecen nicht, sie lässt sich von ihnen auch nicht zu sehr beeindrucken, sie vermittelt uns einfach ihr grosses Vergnügen daran. Viel Melodie, nicht nur bei den intensiv sonoren Saxofonen (vor allem dem Sopran) von Mascart: Le Goas beschäftigt sich in einer andern Gruppe, Mixture, nicht zufällig mit «le Lied», dem deutschen Lied. Viel Atem. Das Tessiner Label Altrisuoni verdient wirklich mehr Aufmerksamkeit.



Olivier Le Goas & Trilog:
Seven Ways. Altrisuoni
AS 260 (Phonag)

Endstation Fäuste

Mickey Rourke ist in «The Wrestler» die schwindelerregende Verkörperung des amerikanischen Alptraums. Von Wolfram Knorr



Kolossal ausgewuchteter Körper: Rourke als Randy «The Ram».

Es gibt Filmschauspieler, die sind wie Löschblätter: Sie saugen alles um sich herum auf und machen die Mitspieler im besten Fall zu Trabanten. Das muss nicht unbedingt an virtuoser Mimenkunst liegen, auch das Gegenteil ist möglich; zum Beispiel an purer volumetrischer Präsenz. Mickey Rourke (angeblich 55), Actors-Studio-Absolvent mit der Method-Acting-Mimikry, Hoffnungsträger des New Hollywood («Rumble Fish», 1983), geeicht auf Mackerposen und tranige Aggressivität («Year of the Dragon», 1985), konnte irgendwann in den Neunzigern Spiel und Realität nicht mehr trennen, versuchte sich als Profiboxer, verfiel der Alkohol- und Drogensucht und bekam ein Gesicht wie die Endstation für Fäuste. Darren Aronofsky, einer der bizarrsten Regisseure der USA («Requiem for a Dream»), verhalf ihm zu einem grandiosen Comeback in der preisgekrönten Loser-Tragödie «The Wrestler».

Randy «The Ram», war mal 'ne Grösse im Ring der Wrestler, jetzt reicht's nur noch für drittklassige Shows. Um die Miete für sein Wohnmobil zu zahlen, muss er auch noch zusätzlich als Lagerist malochen – bis ein Herzinfarkt, ausgelöst durch Steroid-Missbrauch, ihn endgültig vom Ring fernhält. Dafür versucht er wieder Kontakt zu seiner Tochter aufzunehmen, die er einst im Stich liess. Doch Trost findet er nicht mal bei der Stripperin Cassidy (Marisa Tomei) – und so kehrt er in den

Ring zurück. «The Wrestler» zeigt ätzend die düsteren Schattenseiten des amerikanischen Traums und kommt zur richtigen Zeit in die Kinos. Mickey Rourkes physische Präsenz, sein kolossal ausgewuchteter Körper, in dem ein Gemüt hockt von der Langsamkeit eines vornüberkippenden Containers voll zähflüssigen Betons, erdrückt alle simple Schauspielerei. Spielt Rourke überhaupt eine Rolle?

Irgendwohin versunken, wagt er ins Rampenlicht, wie mit zu niedrigem Blutdruck zu früh aufgestanden, null Laune, nicht einmal Kraft für eine ordentliche Depression. Seine Auftraggeber müssen ihn mit rauem Frohsinn in die martialischen Shows pöppeln. Da leuchtet Rourke vor Trübsinn, und auf einmal ahnt man, was Aronofsky zu dieser konzentrierten Ein-Mann-Performance getrieben hat: In dieser authentisch lädierten Gesichts- und Körperlandschaft spiegeln sich die Befindlichkeiten einer verunsicherten Gesellschaft. Und keiner vermittelt das mit geradezu dokumentarischer Wucht so beklemmend wie Rourke, der in seiner Rolle nicht aufgeht, sondern sie überragt. Eigentlich ein Star. Was ihm zum Star fehlt, ist das Bewusstsein, einer zu sein. Das macht sein Spiel so atemberaubend.

The Wrestler. Regie: Darren Aronofsky. USA, 2008

Verraten und verschenkt?

Wenn nicht sein kann, was nicht sein darf. Der Umgang mit der NS-Vergangenheit von Künstlern in Deutschland. *Von Malte Herwig*

Vor ein paar Jahren erregte der Sozialpsychologe Harald Welzer mit einer Studie in Deutschland Aufsehen, welche die Verarbeitung der NS-Vergangenheit in deutschen Familien erforschte. Dabei entdeckten die Wissenschaftler, dass rund zwei Drittel der Familienerzählungen Opfer- und Heldengeschichten über die Grosseltern sind, die von der Kinder- und Enkelgeneration nicht nur bereitwillig geglaubt, sondern geradezu eingefordert werden.

«Opa war kein Nazi»: Der Titel der Studie resümiert den Wunsch der Nachgeborenen, die eigenen Vorfahren auch wider besseres Wissen aus jeglichem Verdacht herauszuhalten und sie als Opfer oder Helden zu stilisieren. Das Wissen um die deutschen Verbrechen im Nationalsozialismus, urteilen die Forscher, rufe «in den Nachfolgegenerationen das Bedürfnis hervor, eine Vergangenheit zu konstruieren, in der ihre eigenen Verwandten in Rollen auftreten, die mit den Verbrechen nichts zu tun haben». Mit einem Wort: Bei den Nachfahren wiegt persönliche Loyalität schwerer als Kritikbereitschaft.

An Welzers Studie mochte sich erinnert fühlen, wer die Reaktionen auf die Enthüllung der *Weltwoche* las, dass der Komponist Hans Werner Henze laut Bundesarchiv als Mitglied der NSDAP geführt wurde. Dass es nicht um moralische Schuld und Verantwortung eines

Siebzehnjährigen gehen konnte, war offensichtlich. Doch weil nicht sein kann, was nicht sein darf, übten sich die Feuilletonisten im voreiligen Ausstellen publizistischer Persilscheine: Bei Henzes NSDAP-Mitgliedschaft, so wurde bereitwillig geglaubt, müsse es sich um ein Geburtstagsgeschenk für Hitler gehandelt haben. Die Angehörigen der Jahrgänge 1926/27 – allesamt verraten und verschenkt?

Dass im Laufe der Zeit immer mehr prominente Namen in der NSDAP-Kartei auftauchen, scheint niemanden zu beeindrucken. Angesichts der «im Ganzen wenig belastbaren Quellen- und Faktenlage», hoffte die *FAZ*, würden die «bösen Geister» bald wieder in der Versenkung verschwinden. Hans Werner Henze habe es einfach nicht verdient, fand Franziska Augstein in der *Süddeutschen Zeitung*, dass sein lebenslanges künstlerisches und politisches Engagement «wegen einer unbewiesenen Behauptung» zur Bussübung degradiert werde.

Was sagt uns die Quelle?

Hätte die flinke Feuilletonistin wenigstens das eigene Zeitungsarchiv konsultiert, sie hätte bemerkt, dass Listen von Aufnahmescheinen kein «neues Argument» sind. Sie existieren auch im Falle anderer Betroffener wie Horst Ehmke und Erhard Eppler und wurden bereits vor zwei Jahren – bisher unwiderlegt – als

Indiz für die penible Aufnahmepraxis der NSDAP im Jahre 1944 angeführt.

Doch für die promovierte Leitartiklerin, deren Sozialisierung als Historikerin sich in der Spätphase poststrukturalistischer Beliebkeitspostulate vollzog, steht fest, dass «eine Quelle unfraglich nur eines besagt: dass sie existiert». Seriöse Quellenkritik sieht allerdings anders aus.

Für Sammelaufnahmen ohne Wissen der Betroffenen fehlt bisher jeder Beleg. Der Historiker Norbert Frei hatte 2003 in einem Artikel über seinen Kollegen Martin Broszat lediglich die Vermutung geäussert, dass es sich bei dessen Parteiaufnahme um das Werk eines unter Quotendruck stehenden HJ-Oberen gehandelt haben könnte: «Wir können darüber heute nur noch spekulieren.» Auf Nachfrage teilte Freis Institut der *Weltwoche* mit, dass der Wissenschaftler auch seitdem keine Belege für «Sammelaufnahmen» gefunden habe.

«Entlastungsbemühungen»

Unwiderlegt bleibt nach wie vor ein Gutachten des Historikers Michael Buddrus, der Tausende von NSDAP-Mitgliedsakten ausgewertet hat und zu dem Ergebnis kommt, dass es keine automatischen korporativen Aufnahmen von Angehörigen einzelner Geburtsjahrgänge oder NS-Verbände gegeben habe.

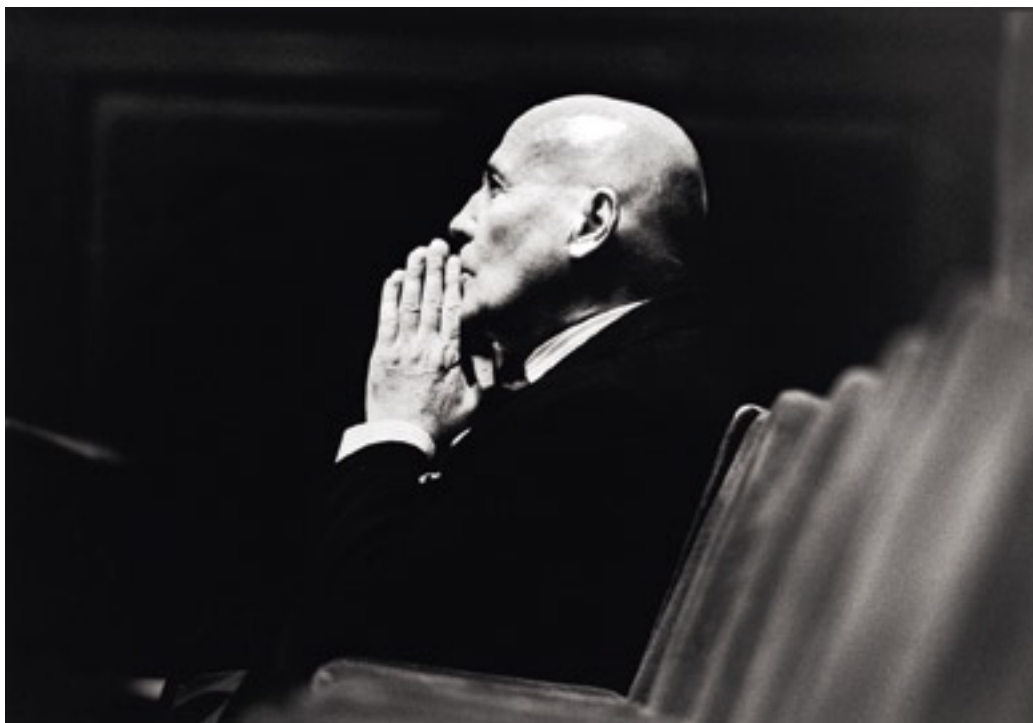
Gegenteilige Erzählungen sind laut Buddrus «beständig perpetuierte Legenden, die ihren Ausgangspunkt in Entlastungsbemühungen der unmittelbaren Nachkriegszeit hatten und durch häufige Kolportage zu einem gern bemühten <Allgemeingut> avancierten, das mit der historischen Wirklichkeit allerdings nichts zu tun hat».

Was für einfache Familien gilt, trifft offensichtlich auch auf die intellektuelle Verwandtschaft der Bundesrepublik zu: Opa war kein Nazi. Es war genau dieser Verdrängungsreflex, den die Leitartiklerin Franziska Augstein im Jahr 2005 in der *Süddeutschen Zeitung* kritisierte: «So haben alle Interessengruppen die Ihren immer in Schutz genommen: die Freunde des Grossbürgertums die Grossbürger, die Industriellen ihre Geschäftspartner, die Wissenschaftler ihre Lehrer, die Juristen die Kollegen und so weiter.»

Zwei Dinge seien klar, verkündete Augstein damals: «Erstens: Es gab keine guten Nazis. Zweitens: Es gab keine Verstrickung.» Wer so absolut urteilt, dem muss es tatsächlich schwerfallen zu akzeptieren, dass die Wirklichkeit komplizierter ist.

Im Internet

Der Artikel von Malte Herwig über die NSDAP-Mitgliedschaft von Hans Werner Henze auf www.weltwoche.ch/henze



Prominenter Name in der NSDAP-Kartei: Komponist Henze.

Die Schreinerei

Zuerst war er in Tom Keitas Keller untergebracht. Dann in einer Ferienwohnung irgendwo in den Bergen. Und jetzt wieder ganz woanders. «Doppelpass», Folge 14. Von Charles Lewinsky

Nachts ging er gern durch das menschenleere Gebäude. Der Geruch nach Holz und Harz hatte etwas Lebendiges, und wenn irgendwo ein Brett knarrte, konnte man sich einbilden, es sei der Ruf des Doktorvogels. «Wer ihn hört, bleibt gesund», sagten die alten Frauen im Dorf und zählten abergläubisch die Rufe, um zu erfahren, wie viel Jahre sie noch zu leben hätten.

Bei seinen nächtlichen Rundgängen machte er das Licht nicht an. Es war ein gutes Gefühl, seinen Weg auch im Dunkeln zu finden. Es war dann fast ein bisschen, als sei man zu Hause.

Sein Schlafplatz war unter dem Dach, die gekreuzten Balken wie ein Zelt. Man konnte auf dem Rücken liegen und durch das schräge Fenster die Sterne sehen oder die Wolken. Man konnte wach liegen und träumen, man konnte einschlafen und sich erinnern, und oft wusste er nicht mehr zu unterscheiden, was er wirklich erlebt und was er sich nur erträumt hatte.

Vielleicht war so ein Unterschied aber auch gar nicht wichtig.

Sie hatte ihn zum Abschied noch einmal geküsst, aber nur noch flüchtig, mit ihren Gedanken schon wieder woanders. Hatte dabei, als ob sie sich schon nach jemand Neuem umsähe, den Kopf weggedreht, so dass sich nur ihre Wangen gestreift hatten, links und rechts, hatte ihm einen aufmunternden Schubs gegeben, so wie es eigentlich nur Männer untereinander tun, und dann war sie gegangen. Einfach gegangen. Ihre Absätze klapperten auf den Stufen, als ob sie es eilig hätte, und wahrscheinlich hatte sie es ja auch eilig. Er hörte noch, wie ihre Schritte unten die grosse Werkstatt durchquerten, dann quietschte die schwere Türe, und er wusste, dass er sie wohl nie wieder sehen würde.

Nie wieder.

Sie hatte ihm von Anfang an gesagt, dass es so sein würde. «Keine Gefühle», hatte sie gesagt. Ganz sachlich. Diese Sachlichkeit gehörte in diesem Land wohl dazu. So wie man sich vor einem Kartenspiel über die Höhe der Einsätze verständigt. Wer kein richtiges Geld hat, spielt eben um falsches. In dem spanischen Auffanglager waren es Kieselsteine gewesen. Zehn Stück für jeden, und wer keine mehr hatte, schied aus. Nur Kieselsteine, die man nach dem Spiel wieder wegwarf. Aber das Herz klopfte einem doch, wenn man gute Karten hatte.



Oder schlechte.

Jetzt, wo es vorbei war, hätte er nicht sagen können, wie denn die seinen gewesen waren. Gut oder schlecht? Er war in einem fremden Land und hatte die Spielregeln nicht gekannt. Die hatte sie ganz allein bestimmt. Von Anfang an.

«Zuerst mal etwas essen», hatte sie gesagt. Hatte den Kühlschrank aufgemacht, hineingeschaut und missbilligend den Kopf geschüttelt. War noch einmal weggegangen und mit einer Einkaufstüte zurückgekommen, richtiges Essen, keine Fertigmahlzeiten, wie sie ihm Tom ins Gefrierfach gepackt hatte. Stand dann am Herd und kochte etwas, schnell und mit sicheren Bewegungen, so wie sie alles in Angriff nahm, was ihr Spass machte, zupackend und ohne zu zögern.

Sie hatten zusammen in der fremden Wohnung gegessen, an dem fremden Tisch, hatten gegessen und Wein getrunken, und dann hatte sie sich den Mund abgewischt und ihn angesehen mit diesem Lächeln und hatte gesagt: «Jetzt habe ich richtig Appetit.»

Susi hiess sie.

Susi.

Sie hatte ihm gesagt, was sie von ihm wollte, «Fester!» oder: «Langsam!», und das hatte ihn anfänglich irritiert, aber dann war es schön gewesen, einfach nur schön. So schön, dass er sogar geweint hatte. Es war so lang her gewesen seit dem letzten Mal. Sie hatte gelacht und seine Tränen abgeleckt und dann nicht nur die Tränen.

Susi.

Er schaute in den nächtlichen Himmel und merkte, dass ihr Bild immer unschärfer wurde.

Er hatte sie ja auch nicht lang gekannt. Nur drei Tage. Sie hatte ihm klargemacht, dass es nicht mehr sein würden.

Einmal, als sie miteinander im Bett lagen, hatte plötzlich eine Stimme zu ihnen gesprochen. «Hallo», hatte die Stimme gesagt, «wo bist du, wo bist du, wo bist du?» Er war erschrocken aufgesprungen, aber da war niemand anders im Zimmer. Sie hatte über seine Reaktion gelacht und ihm das kleine Telefon gezeigt. So klang es, wenn jemand sie anrief. «Wo bist du, wo bist du, wo bist du?»

Sie bekam viele Anrufe, weil sie viele Freunde hatte. Manchmal meldete sich die Stimme in den intimsten Momenten, und auch wenn sie dann scheinbar nicht darauf reagierte, konnte er doch jedes Mal an ihrem Körper spüren, dass sie nicht mehr ganz bei ihm war.

Sie telefonierte viel, der Apparat war wie ein selbstverständlicher Teil von ihr. Er verstand ihre Sprache nicht, aber er hätte ihr ewig zuhören können.

Bis sie ihm dann, während eines langen Gesprächs, plötzlich zunickte und den Daumen nach oben reckte. Hinterher sagte sie: «Das Problem ist gelöst. Ich habe einen Ort für dich gefunden. Wo du Arbeit hast und wo du auch wohnen kannst. Ein netter Mann. Ein sehr netter Mann. Er heisst Martin.» Dann hatte sie plötzlich gelacht. «Er hat mich gefragt, ob du geschickte Hände hast. Ich habe geantwortet: «Ja, er hat sehr geschickte Hände.»»

Und dann hatte er ihr sein Geschick noch einmal beweisen müssen. Auf der Stelle.

Susi.

«Wo bist du, wo bist du, wo bist du?»



Er wollte nicht aufwachen, wenn er von ihr träumte, und konnte nicht einschlafen, wenn er an sie dachte.

Da machte er lieber noch einmal seinen Rundgang, durch die Werkstatt und das Lager. Überprüfte lieber noch einmal, ob Martins Büro auch wirklich abgeschlossen war. Martin, der ein Freund von Susi war – nur ein Freund? – und der Arbeit für ihn hatte.

Damals, nachdem sie gegangen war, hatte Martin in diesem Büro hinter seinem Schreibtisch gesessen, auf dem Papiere und Pläne so unordentlich übereinanderlagen, als ob eine Welle sie angespült hätte.

«Rauchst du?», hatte er gefragt.

«Danke, sehr gern.»

Aber Martin übersah seine ausgestreckte Hand und schüttelte den Kopf. «Dann gewöhn es dir am besten gleich ab», sagte er. «In einer Schreinerei wird nicht gequalmt.»

Sein Französisch war holpriger als das von Susi. Aber es war immer wieder zum Staunen, dass die Leute hier überhaupt mehrere Sprachen beherrschten.

«Wie heisst du eigentlich?»

«Keita.»

Martin lachte, wie man lacht, wenn man zeigen will, dass man einen Witz verstanden hat, ohne ihn komisch zu finden. «Okay», sagte er. «Wenn du dir den Namen eines Fussballers ausgesucht hast ...»

«Ich heisse wirklich Keita.»

«Ich frag ja nicht. Ich bin nicht neugierig. Aber Keita ist mir zu kompliziert. Was hältst du von Mike? Okay, ab sofort heisst du Mike. Susi sagt mir, du hast keine Papiere.»

«Sie haben sie mir abgenommen, als ...»

«Okay», unterbrach ihn Martin. Es schien sein Lieblingswort zu sein. «Mir brauchst du keine Geschichten zu erzählen. Für ein paar Wochen wird es auch ohne gehen. Bis sich etwas anderes für dich gefunden hat. Wir sagen einfach: Du bist direkt vom Himmel gefallen.»

«Direkt vom Himmel.»

«Nett», sagte Martin. «Einen Engel hatten wir hier bisher noch nicht. Schläfst du gut?»

Ob er gut schlief? Da musste er etwas falsch verstanden haben. Warum sollte Martin wissen wollen ...?

«Mike? Ich hab dich etwas gefragt.»

«Ich schlafe gut.»

«Dann gewöhn dir das auch ab.» Er musste ein sehr überraschtes Gesicht gemacht haben, denn Martin lachte. «Ich brauche jemanden, der nachts auf die Bude aufpasst. Seit das Geld knapp geworden ist, wird überall Holz geklaut. Am Tag kannst du dich in der Werkstatt nützlich machen. Einverstanden?»

«Einverstanden.»

«Okay», sagte Martin. Es war tatsächlich sein Lieblingswort. «Und wenn einer schnüffeln kommt, von einer Behörde oder so, dann arbeitest du natürlich nicht hier. Bist nur ganz zufällig vorbeigekommen. Willst in deinem eigenen Land eine Schreinerei aufmachen und interessierst dich dafür, wie das bei uns aussieht. Welches Land war das schon wieder?»

«Guinea.»

«Aber du hast keine Papiere.»

«Nein.»

«Okay», sagte Martin. «Für mich ist das okay.»

Die andern in der Werkstatt stellten überhaupt keine Fragen.

Da war Gebi, ein unverheirateter Mann von etwa fünfzig Jahren, der fast nie etwas sagte, nur zur Begrüssung und zum Abschied den andern ein paar Wortbrocken hinwarf, als ob er lange auf ihnen herumgekaut und sie dann doch unverdaulich gefunden hätte. Er war ein starker Raucher, das konnte man an seinen Kleidern riechen, und weil das Rauchen in der Werkstatt verboten war, hatte er den ganzen Tag einen Süssholzstängel im Mund. Gebi machte die feinen Arbeiten, Haustüren mit Kassetten im alten Stil oder Paneele, die aussahen, als ob sie aus vornehmen Herrschaftshäusern stammten. In seiner Freizeit schnitzte er mit viel Liebe kleine bewegliche Holzfiguren, einen Bauern beim Melken beispielsweise oder eine Bäuerin, die winzig kleine Hühner fütterte.

Im Gegensatz zu ihm war Hansueli, der als eine Art Stellvertreter von Martin fungierte, geschwätzig für zwei. Er schien überhaupt nur arbeiten zu können, wenn auch sein Mund in Bewegung war. Ohne gross darauf zu achten, ob ihm auch jemand zuhörte, kommentierte er die grosse und die kleine Politik und wusste zum Beispiel auf Anhieb zu sagen, welche Boni für die UBS-Banker angemessen waren und welche nicht. In Mike, den man am Anfang höchstens zum Zusammenwischen von Sägespänen brauchen konnte, fand er ein dankbares Objekt für seine Besserwisserien und machte es sich zur Aufgabe, diesem «Schoggi-chopf», wie er es nannte, nicht nur die Grundlagen des Schreinerhandwerks, sondern auch das Schweizerdeutsche beizubringen.

Der Dritte in der Werkstatt war Sven, ein Deutscher in einer altmodischen schwarzen Tracht, der zwar kein Wort Französisch sprach, aber es trotzdem gestenreich und radebrechend gleich am ersten Tag fertigbrachte, dem Neuling klarzumachen, dass so eine Reise aus Afrika nach Europa überhaupt nichts Bemerkenswertes sei, zumindest nicht, wenn man dafür Autos und Schiffe benutze. Er, Sven, dagegen, habe den ganzen Weg zu Fuss zurückgelegt, von Leer in Ostfriesland bis in die Schweiz.

Mike – er hatte den Namen sehr bald als seinen eigenen übernommen – fühlte sich wohl in dieser Männergesellschaft, auch wenn er am Anfang nicht sehr viel Nützliches zur Arbeit beitragen konnte. Manchmal gingen mehrere Tage vorüber, ohne dass er an seinen Vetter Tom und seine Claudia gedacht hätte. Susi hatte versprochen, den beiden Bescheid zu sagen. Es gab bestimmt einen Grund dafür, dass sie sich so lang nicht bei ihm meldeten.

Es gab bestimmt einen sehr guten Grund.

Folge 15 in der nächsten *Weltwoche*

Im Internet

Alle Folgen auf www.weltwoche.ch/doppelpass

Ehrendast ist die Tochter

Dentalassistentin Andrea Burger, 34, und Versicherungsexperte Andi Brennwald, 35, heiraten im März in der Masoala-Halle des Zürcher Zoos.

Andrea: Vor fünf Jahren erstellte ich bei einer Internet-Partnervermittlung ein Profil. Auf einer Skala von eins bis hundert konnte man angeben, wie ernsthaft die gesuchte Beziehung sein soll. Andi machte den Strich bei zehn, ich bei hundert. Wir schrieben einander trotzdem, telefonierten zweimal, trafen uns. Am nächsten Tag waren wir bereits sehr verliebt. Das zweite Date fand im Zürcher Zoo statt. Dort heirateten wir nun in drei Wochen im kleinen Kreis. Seit das Stadthaus umgebaut wird, kann man sich in der Masoala-Halle trauen lassen.

Andi: Ehrendast der Hochzeit ist unsere zehnmonatige Tochter. Sophia ist ein Wunschkind. Wir wollten uns mit den Konsequenzen, die der Nachwuchs mit sich bringt, im Vorfeld auseinandersetzen. Also redeten wir darüber. Ich fragte mich auch: Willst du im Pensionsalter Vater eines Teenagers sein? Meine Antwort war «Nein». Als es klar war, dass wir es versuchen, sagte ich Andrea, dass ich mich nicht nur als Brötchenbringer der Familie sehe, sondern mich aktiv mit dem Kind auseinandersetzen will. Aus diesem Grund bleibe ich heute eineinhalb Tage pro Woche zu Hause, und Andrea geht arbeiten.

Andrea: Die Lösung ist für uns beide gut. Auch weil Andi dadurch sieht, was eine Hausfrau alles leistet. Mit erziehungstechnischen Fragen – konservativ oder antiautoritär – geben wir uns noch nicht ab. Wir verfolgen kleine Ziele: dass Sophia die Zimmerpflanzen in Ruhe lässt, zum Beispiel. Bevor wir etwas verbieten oder erlauben, sprechen wir uns zudem ab. Streit gibt es bei uns eigentlich nie. Das wirkt sich offenbar auch auf Sophia aus. Sie ist ein ruhiges, zufriedenes Kind.

Andi: In den fünf Jahren, in denen Andrea und ich zusammen sind, gab es bisher nur einen einzigen Krach. Aber auch diese Auseinandersetzung ging ohne Schreien und Tränen ab. Eine exaltierte Dramaqueen, die mit Vasen um sich wirft, müsste ich nicht haben. Leidenschaft und Zuneigung kann man auch anders ausdrücken. Durch einen respektvollen Umgang miteinander und durch kleine Liebesbeweise im Alltag. Wir schreiben uns gerne kleine Nachrichten auf Post-it-Zetteli, die wir dann in der Wohnung verstecken. Den Heiratsantrag habe ich auch selbst gedichtet und



«Wir sind beide keine Hitzköpfe»: Familie Brennwald.

in ein Geschenk verpackt unter die Weihnachtstanne gelegt. In Klammern schrieb ich im Witz, wie Andrea reagieren soll. So nach dem Motto: Hier musst du mich ansehen. Und nun musst du «ja» sagen.

Andrea: Wir sind beide keine Hitzköpfe. Vielleicht haben wir auch eine beruhigende Wirkung aufeinander.

Andi: In den wichtigen Fragen sind wir uns immer einig. Es gibt Psychologen, die sagen, in einer funktionierenden Beziehung müssten hin und wieder die Fetzen fliegen. Davon halte ich nichts. Wenn man sich heftig streitet, dann zeigt dies, dass die Gesprächskultur nicht funktioniert. Ideologische Diskussionen gibt es zum Beispiel nicht, weil uns die Politik nur mässig interessiert. Der zweite grosse Streitpunkt von Ehepaaren soll sich um den Fernseher drehen. Wir haben eine grosse gemeinsame DVD-Sammlung, und ausser Horror-Filmen ist einvernehmlich alles dabei.

Andrea: Wenn mir etwas nicht passt, dann sage ich es einfach. Andi nimmt das ernst.

Manchmal lacht er auch und sagt, ich mache mir unnötig Sorgen. Er ist ein unkomplizierter Optimist, und oft hat er recht: Vermeintliche Probleme lösen sich manchmal einfach in Luft auf.

Andi: Paartechnisch hat sich einiges verändert, seit Sophia da ist. Aber nichts war ein Schock, weil wir vorbereitet waren. Das gemeinsame Tanzen oder die geliebten Kinoabende mussten wir auf Eis legen. Dafür bewirten wir nun öfter Gäste bei uns zu Hause und unternehmen Dinge, die Sophia Spass machen. Am liebsten besucht sie zurzeit den Ziegenbock Zottel, der hier in Otelfingen auf einem Bauernhof untergebracht ist. Zottels bester Kollege ist übrigens ein dunkelbraunes Pferd.

Aufgezeichnet von Franziska K. Müller.